

Unsere alten Ortsbilder

Autor(en): **Lauber, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Heimatschutz = Patrimoine**

Band (Jahr): **66 (1971)**

Heft 1-de

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-174208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unsere alten Ortsbilder

Ihr Werden und Wachsen – Zerstörung oder Schutz?

Dank zunehmender Aufklärung wächst heute in unserer industriellen Wohlstandsgesellschaft die Einsicht, dass wir Menschen in missbräuchlicher Machtausübung fortlaufend den uns bergenden, aber keinesfalls allein anvertrauten irdischen Lebensraum auf das gefährlichste verändern. Unmittelbare Ursache für solch einschneidenden Wandel bilden insbesondere schnell vollzogene technologisch-ökonomische Expansionen und Konzentrationen, welche wir bisher voreilig als beglückende Fortschritte stolz und arglos zu loben pflegten. Praktische Erfahrungen zeigen aber, dass viele dieser zivilisatorischen Errungenschaften, darunter auch vermeintlich rein entwicklungsfördernde Leistungen, ohne die dringend gebotene Pflicht einer umfassenden wissenschaftlichen Erforschung der durchwegs voraussehbaren, zum Teil verhängnisvollen Begleit- und Folgeerscheinungen geplant und verwirklicht worden sind.

Die gegenwärtig auf fast allen Kontinenten mannigfaltig spürbaren Rückschläge führen zu notstandsähnlichen Lagen und erheischen eine vernünftige Überprüfung der durch unsere unbedachten und überintensiven Aktivitäten verletzten ökologischen Gesamtverhältnisse. Eine Flucht vor dieser Wirklichkeit ist sinnlos. Die Mehrheit der Betroffenen sieht heute auch die begangenen Fehler ein und ist bestrebt, in frisch zurückgewonnener Ehrfurcht vor der Natur daraus zu lernen. Es besteht also berechtigte Hoffnung, dass es der ewig angriffigen und zur Selbsterfleischung neigenden Menschheit doch noch gelingt, dem Teufelskreis, in welchen sie sich hineinmanövriert hat, zu enttrinnen.

Auch unsere kulturell beeinflusste Umwelt verändert sich

Vor dem Hintergrund anhaltend stärkster Bevölkerungszunahme, ständig dichter werdender Menschenzusammenballungen wie immerzu ungestümmen Wirtschaftswachstums verletzen wir gegenwärtig mit unseren in den Nachwirkungen ungenügend überdachten Taten fatalerweise nicht nur die natürlichen Elemente unseres Lebensraumes. Nein! In der herrschenden Hochkonjunktur fügt die kurzsichtige Industriegesellschaft mit ihren mehr schlagartig-zufälligen als planmässig gesteuerten Verdichtungen und Ausdehnungen den von unseren Ahnen geschaffenen Kulturgütern fortlaufend nicht wieder gutzumachende Verluste zu. Dabei verkörpern solche Werke, wie wir wissen, gleichfalls unentbehrliche, daseinswichtige Bestandteile unserer Umwelt.

Als die bedeutsamsten und kostbarsten Schöpfungen dieses Patrimoniums dürfen wir die in vergangenen Epochen von und für menschliche Schicksalsgemeinschaften errichteten Siedlungsanlagen bezeichnen. Sie sind in die topographischen Gegebenheiten schöner Landschaften organisch und harmonisch hineinkomponiert. Ihre schlichten, fein aufeinander bezogenen, als Wohn- und Arbeitsstätten dienenden Häuser umstehen in eng verbundenen und lebendig gegliederten Formationen malerische Gassenläufe, Strassenzüge und Platzräume; aus ihnen ragen die wahrzeichenhafte Ortskronen bildenden, oftmals prachtvollen Kirchen, Kapellen, Klöster, Rat- oder Zunfthäuser empor; zusammen gruppieren sie sich immer zu reizvollen Einzelpartien oder entzückenden Gesamtkomplexen von Weilern, Dörfern, Marktflecken oder Städten.

Solch herrliche, altherwürdige Siedlungskerne, die Geborgenheit vermitteln und Beseeltheit ausstrahlen, bestimmen als hohe ortsbaukünstlerische Leistungen mit ihrem plastischen und malerischen Schmuck nachdrücklich den eigentümlichen Charakter, das Lokalkolorit unserer Regionen. In ihnen spiegelt sich die Geschichte verflossener Jahrhunderte, stehen Natur, Architektur und menschliche Kreatur unablässig in engsten Wechselbeziehungen und Zwiegesprächen. Sie erweisen sich als Wurzelbereiche unserer Herkunft, stehen uns als gehaltvoll gestaltete Lebens- und Erholungsräume zur Verfügung und gehören als nächste Umwelt auch zur Vorstellung unserer Heimat.

All diese überlieferten wertvollen schöpferischen Zeugnisse sind keine unberührbaren Museumstücke, sondern werden immerzu benützt. Ausser durch die Einflüsse von Witterung und Gebrauch erwachsen ihrem Fortleben aus schlechten Nebenerscheinungen zweifelhafter zivilisatorischer Errungenschaften grosse Gefahren. Abgase mit schwefelsäurehaltigen Bestandteilen aus Industrie, Gewerbe, Hausheizungen und Motorfahrzeugen zersetzen Stein-, Mauer-, Ziegel- und Holzwerk. Mit Überschallgeschwindigkeit dahinbrausende Flugzeuge erschüttern mit ihren Knallwellen heikle Konstruktionen wichtiger Baudenkmäler. Manchmal werden bedeutende Gebäudeanlagen im Unterhalt mehr oder weniger absichtlich vernachlässigt oder durch Modernisierung und Funktionswandel im Ausdruck entstellt, verstümmelt, verdorben und dadurch abbruchreif gemacht. Mitunter sehen sie sich auch von gewaltigen öffentlichen Bauaufgaben verdrängt. Dem unentwegt an-

schwellenden Verkehr müssen für Strassenverbreiterungen häufig ganze Häuserzeilen weichen. Und einem hemmungsfreien Gewinnstreben Einzelner werden fortwährend viele traditionelle Architekturschöpfungen hingeopfert.

Solch besorgniserregende Vorgänge lassen erkennen, dass es uns im dynamisch-hektischen Treiben der Gegenwart an Wertschätzung und Ehrerbietung gegenüber herkömmlichen Kulturwerken gebricht. Ein stark verbreiteter, blinder Fortschrittsglaube und eine ebenso ausgedehnte Ahnungs- und Teilnahmslosigkeit weiter Bevölkerungskreise am Schicksal der baukünstlerischen Vermächtnisse unserer Vorfahren begünstigen den rücksichtslosen Raubbau an diesen unersetzlichen Allgemeingütern. Die angedeuteten Substanzeinbussen haben in den vergangenen 25 Jahren selbst bei uns in der Schweiz zusammen ein Ausmass angenommen, das den durch Feindaktionen in den Nachbarländern während des letzten Weltkrieges verursachten Verlusten zahlenmässig nur um ganz wenig nachsteht.

Es ist keine leicht zu erfüllende Aufgabe, in der Öffentlichkeit Verständnis für den wirklichen Gehalt dieses kulturellen Erbes zu wecken. Eine grosse Aufklärungsaktion zugunsten der Schonung und des Schutzes dieser lebenswichtigen Güter ist aber ebenso notwendig wie jene für die Natur. Bei all den Anstrengungen kann es sich selbstverständlich nie darum handeln, das Rad der Geschichte zum Stillstand bringen oder gar zurückdrehen zu wollen. Zu bekämpfen sind lediglich verhängnisvolle Einbrüche und Auswüchse sowie ärgerliche menschliche Unzulänglichkeiten. Der stets notwendiger werdenden Informationsarbeit möchte sich die Absicht unterziehen, geschichtlich gewordene Siedlungen – und zwar vornehmlich solche städtischer Prägung – zum Wohle unserer Nachwelt in lebensfähiger und liebenswerter Weise bewahren und entwickeln zu helfen. Dem Willen, mit grundsätzlichen Anregungen und praktischen Vorschlägen für die Förderung solch wichtiger Belange einzutreten, sei der Versuch vorangestellt, Wesen, Ursprung, Entfaltung und Wandlung solcher Orte etwas bewusster zu machen und die ihnen innewohnenden Werte stärker zu erhellen.

Eigenart und Wesen städtischer Siedlungen

Die Stadt zählt in mannigfacher Beziehung zu den merkwürdigsten und bedeutendsten künstlich geschaffenen Gebilden unserer Erde. Sie ist ein vielfältig und umfassend gegliederter lebendiger Organismus mit volkswirtschaftlichen, verkehrsmässigen, rechtlichen, sozialen, politischen und architektonischen Funktionen, ausgerichtet auf Schutz und Pflege

menschlichen Zusammenlebens. In ihr sind alle zu verrichtenden Tätigkeiten dicht miteinander verflochten. Ein solcher Ort bildet den Inbegriff einer klar und eng begrenzten Gebietsgemeinschaft mit selbständigen Verwaltungsbefugnissen.

Die städtische Siedlung bedeutet deshalb auch in der körperlich-räumlichen Gestaltung sehr viel mehr und zudem etwas anderes als bloss eine Ansammlung vieler Häuser. Und obwohl sie sich aus verschiedenen Bestandteilen aufbaut, bildet sie eine geschlossene, überschaubare baukünstlerische Ordnungseinheit, die allerdings Gefäss und nicht Inhalt darstellt. Denn ihre Räume haben zur schicksalhaften Aufgabe, von allen Lebensäusserungen der Bewohner erfüllt zu sein. Sie bergen die freudeerregende Geburt ebenso wie den trauerauslösenden Tod, das Glück wie die Not, die ernste Arbeit wie die frohe Festlichkeit, niedrige Zweck- und Bedarfsverrichtung wie hochgemute Geistes- und Kunstäusserung, friedliche Daseinssehn-sucht als auch kriegerische Angriffsbereitschaft.

Seit Beginn der Zivilisation schweben dem Homo sapiens immerfort neue Wunschbilder einer vollkommenen Stadt vor. Deren Erfindung und Verwirklichung scheint das verlockende Ziel geheimster menschlicher Regungen zu sein. Entsprechende Idealvorstellungen wurden in fast allen Epochen entworfen. Doch nur wenigen dieser oftmals genialen Einfällen entsprungenen, zumeist aber utopischen Pläne war es vergönnt, gebrauchsfähige Realität zu werden.

Eine Stadt entsteht, wie angedeutet, selten aus einem Guss. An ihrer Errichtung wirken häufig nicht nur einzelne, sondern Folgen von leitenden Baumeistergenerationen und Scharen von ausführenden Fachleuten und Hilfskräften mit. Darüber hinaus beteiligen sich an einem solchen Grossunternehmen ungezählte andere Menschen jeder Gesellschaftsschicht. Dem lebhaft überkommenen Ortsgefüge ist deshalb das wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Denken, Empfinden und Verhalten ebenso sicht- und spürbar einverwoben wie das religiöse Glaubensbekenntnis ihrer Erbauer. Es spiegelt die in der Entstehungszeit herrschende Geistesgesinnung wider und kommt einer Selbstdarstellung gleich.

Die Stadt ist durchwegs ein ganzheitliches Wesen von eigener Form- und Sinnesart. Dennoch erschöpft sich ihre Konzeption keinesfalls in der ersten Anlage. Vielmehr drängt sie in manchen Zeitläuften zu weiterem Wachstum, fortwährend aber zur Erhaltung und Entfaltung ihrer Lebenskraft. Ihr Streben zielt – bei aller denkbaren Wandelbarkeit – unablässig nach langer Lebensdauer, ja sogar nach irdischer Ewigkeit hin.



Sogut wie etwa Genf bietet Basel, und zwar das linksrheinische Grossbasel, das schöne Beispiel einer aus der Antike heraus «gewachsenen» Stadt. In den Mauern eines spätrömischen Kastells entstand im Frühmittelalter der Sitz eines Bistums; der den Strom überragende «Münsterhügel» trug auch ein Wohnquartier (mit der Martinskirche, vorn im Bild). Während die Oberstadt ihre durch einige formschöne Patrizierbauten des Spätbarocks und Klassizismus ergänzte überlieferte Struktur und Physiognomie hat wahren können, haben moderne Geschäftshäuser das Bild der Talstadt am Birsig (rechts) ausserordentlich stark verändert.

Jede historische Niederlassung hat in ihrem Kernbereich ein besonderes Gepräge, ein eigenes Antlitz. Ihre Gesichtszüge bestimmen zum einen die naturgebene landschaftliche Lage und andererseits das von Menschenhand geschaffene bauliche Werk. Das eigentümliche Zusammenklingen dieser beiden grundlegenden Faktoren schenkt der alten Stadt, aber auch jedem anderen geschichtlichen Ort die Würde einer Persönlichkeit. Die eine erscheint nüchtern, die andere beschwingt, jene ernst und verhalten, diese

heiter und gelöst; immer aber sind sie im Ausdruck von unverwechselbarer Eigenart.

Ursprung und Entfaltung der alten Städte

Die unmittelbaren Vorboten der Städte sind Flecken, Dörfer und Weiler, welche ihrerseits auf Lager, Verstecke und Höhlen, gelegentlich auch auf Grabfelder und Heiligtümer zurückgehen. Der Übergang vom einen zum andern vollzog sich langsam; er bedeutete nicht nur Änderungen in den Grössenentfaltungen, sondern auch solche in der Zielrichtung zu neuen Lebensbedingungen.

Die frühesten sicheren Spuren städtischer Keimzellen wurzeln in den Ländern zwischen Mittelmeer und Persischem Golf. Ihre baulichen Anfänge greifen nach jüngsten Forschungen gegen achttausend Jahre in die Geschichtlichkeit zurück. In der europäischen Antike wird die Stadtbaukunst rund fünftausend Jahre später erstmals von den Griechen ausgeformt; zunächst wird das Bauegefüge naturhaft den topographischen Gegebenheiten eingeordnet, in der Klassik



Solothurn ist ebenfalls aus einem spätrömischen Kastell entstanden, an das sich früh eine christliche Kultstätte (das nachmalige Chorherrenstift St. Ursus) fügte. Die Altstadt, die unter den Zähringern ihre heutige Ausdehnung gewann, präsentiert sich, stark von barocker Architektur bestimmt, auch jetzt als geschlossenes Ganzes. Der Mensch vermag hier das allmählich gewachsene, von vielen Zeiten durchwirkte und trotz seiner Vielgestaltigkeit zur Einheit gewordene Gesamtkunstwerk einer historischen Niederlassung noch als eine ihm angemessene Umgebung zu erfassen.

sodann im Innern abstrakt, als elementar-geometrische Anlage, stets aber eingesäumt von schützenden Mauerschranken. Es wird übernommen von den Etruskern in ihren organisch sich Bergkuppen anpassenden Siedlungsstrukturen und weiterentwickelt von den Römern, die ihre nun gänzlich, also innen wie aussen regelhaften Stadtschemata auch unseren Regionen gebracht haben.

Bei den Griechen, welche die Stadt und den Staat mit demselben Wort – nämlich «Polis» – bezeichneten, wie auch bei den Etruskern und den Römern

stehen solche dichtgefügte Orte je länger desto mehr im Mittelpunkt allen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Geschehens. Verschiedene Zentren entwickeln sich zu eigentlichen Stadtstaaten oder verkörpern die beherrschende Macht einer Nation. Das eroberte riesige Imperium der Römer, welches, militärisch organisiert, Land- und Geldwirtschaft betreibt, ist sogar im wesentlichen das alleinige Werk der Stadt, die ihm den Namen gab.

Für das Städtewesen des Abendlandes hebt nach der Besitzergreifung des untergehenden Römischen Reiches durch die Germanen ein düsterer Zeitabschnitt an. Denn mit der Erstürmung und Eroberung versinken vielenorts die imperialen Niederlassungen, oder sie verringern sich in ihren Ausdehnungen beträchtlich; überall büßen sie Rang und Bedeutung ein. Die urbane Idee der Antike ist urchinischen Nomadenvölkern erlegen. Nur in den zäh überdauernden Bischofssitzen hat sich ein beengtes, kümmerliches Stadtleben kontinuierlich fortgesetzt; dies vor allem, weil den geistlichen «Oberhirten» seit dem

Konzil von Nizäa befohlen war, bei ihren «Herden» zu wohnen. Ihre zumeist ruinenhaften Orte bilden während der Völkerwanderungen die Zufluchtsstätten der Christen. Anstelle des früheren Handels auf weite Distanzen treten einfache Selbstversorgung und bescheidene Tauschgeschäfte.

Am Ende des Frühmittelalters – im 11. Jahrhundert – beginnt die europäische Stadt in unseren Bereichen auf wiedererstarteten politischen, wirtschaftlichen und religiösen Grundlagen in erstaunlicher Raschheit neu zu erblühen. Sie wächst an wieder gangbar gemachten Verkehrswegen aus Niederlassungen hoher kirchlicher Würdenträger in zerfallenen, doch nie ganz verlassenem römischen Zivilsiedlungen und Militärlagern, aus bestehenden Markt- und Stapelplätzen des erneut aufblühenden Fernhandels, aus dem Umgelände von Klöstern und Burgen, die in überwiegender Zahl bereits befestigt sind, sowie aus völlig jungfräulichen Gefilden hervor.

All diese herrlichen, gleichsam frühlinghaft aus dem Erdreich spriessenden Stadtgebilde lenken unsere ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich. Denn sie, die meistens im Verlaufe des Mittelalters ihre endgültige Gestalt erhalten haben und bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts im wesentlichen unverletzt geblieben sind, ragen, uns anvertraut, noch immer in die Gegenwart hinein. Sie sind derart weitsichtig und grosszügig angelegt, dass sie innerhalb ihrer Mauern Raum für ein halbes Jahrtausend Entwicklung menschlicher Gemeinschaft bieten konnten.

In Abkehr von der unbedingten vernunftmässigen Geometrie des klassischen und späten Altertums stellt in ihnen die starre, gleichförmig gerasterte Konzeption die Ausnahme dar. Man passt die Stadt in sensibelsten Anschmiegunen der natürlichen Geländeformation an. Die Bodenbeschaffenheit des Standortes bestimmt den Siedlungsgrundriss. Dessen äussere Begrenzung folgt den Berg- und Hügelkanten wie den Gewässerrändern oder umschliesst einen bereits vorhandenen alten Niederlassungskern. Dieser Bewegungsablauf teilt seine Schwingungen auch dem Inneren der Anlage mit und bleibt in entsprechend gekrümmten Strassenzügen und Platzgefügen sichtbar. Zu innigem Eingebundensein in die Landschaft trägt die Verwendung ortsgebener Baumaterialien bei, mit denen auch die Böden der Strassen und Plätze belegt werden.

Als wesentliche Elemente der Stadt erscheinen das Rathaus, die Platzgefüge – deren wichtigstes der Markt ist – und im besonderen die schützenden Ringmauern mit Türmen, Toren und Gräben. Doch über der Respektierung von Natur und Mensch steht die demütige Hinwendung zu Gott dem Allmächtigen.

Die bauliche Gliederung und Ausgestaltung der Siedlung gehorcht deshalb geistig-geistlichen Werten; ihre Dominanten sind die Kirchen und Klöster. Die Stadt des irdischen Diesseits soll dem tiefgläubigen christlichen Bürger auch eine verheissungsvolle Vorstellung der heiligen Stätte im Jenseits, des himmlischen Jerusalems vermitteln.

Diese «civitas dei», welche als vielgestaltige Einheit am Ende der Romanik und im Verlaufe der Gotik fruchtbar heranreift, ist niemals Ergebnis zufälligen Wachstums, sondern stets Realisierung vorgefasster Pläne, allseits geformtes, ausdrucksstarkes, dreidimensionales Gesamtkunstwerk. Manche dieser einzigartigen Stadtgebilde des Mittelalters gehören zu den kühnsten und erhabensten menschlichen Schöpfungen überhaupt.

Schon bald nach ihrer Entstehung entgleiten die jungen, von der Natural- zur Markt- und Geldwirtschaft übergehenden Städte des Mittelalters unablässig dem Einfluss ihrer grundherrlichen Förderer aus dem Adelsstand. Auch die universelle, durch reformfreudige Klöster getragene Kirche, welche diese Entfaltung teilweise begünstigt, verliert mit der Zeit an massgebendem Einfluss. Durch Erwerb oder Aneignung der Gerichts-, Steuer- und Wehrhoheit erreichen die zünftig organisierten Kaufleute und Handwerker ihr beharrlich verfolgtes Ziel: die uneingeschränkte Selbstverwaltung. Die vielfach noch während der Gotik infolge Zunahme von Wohlstand und Bevölkerung erweiterten städtischen Siedlungen steigen allmählich zu eigenständigen Machtfaktoren und Kulturzentren auf. In solchen Positionen vermögen sie oftmals auch territoriale Besitzerrechte des Adels und des Klerus in ländlichen Gegenden abzulösen.

Die nach den Wurzeln der Antike zurückgreifende und deren Werke zu ihren Vorbildern erhebende Renaissance fördert im Stadtbau in bewusster Abkehr zur Gotik wieder mathematisch-rationale Ordnungen. Ihre Idealstadt zieht sich sternförmig um einen zentralen Platz. Doch bleibt nur kleinen Komplexen – ortsbaulichen Teilaufgaben – die Realisation vergönnt. Zu den bedeutendsten urbanistischen Leistungen der Epoche zählen neu gestaltete Plätze vor Kirchen und Palästen, die als ganzheitliche «Bühnen» konzipiert sind. Verstärkungen der Befestigungsgürtel und Neuanlagen von Bastionen dienen der Abwehr wirksamerer Feuerwaffen.

Im übrigen wohnt das durch viele Entdeckungen, Erfindungen und andere Umwälzungen an einer Zeitenwende sich fühlende und der Individualität bewusst gewordene Volk in den ererbten, Unvergänglichkeit ausstrahlenden Städten des Mittelalters verhältnismässig glücklich. Das Bürgertum behält die

überlieferten Zunftordnungen zwar bei; doch wird es zum kritischen Wegbereiter und Träger sowohl des Humanismus wie der Reformation. In diesem Geschichtsabschnitt, in dem sich auch transkontinentaler Handel anbahnt, stehen die zauberhaften, dicht gefügten steinernen Ortsgebilde mit ihren sie klar abgrenzenden Ringmauern noch immer als scharfe, spannungsvolle Kontraste in der freien Landschaft. Wohlhabende Leute lassen sich weit draussen vor den Umwallungen Sitze mit Gärten und Parks errichten. – Sehr Ähnliches ist auch über den Zeitraum des Manierismus zu sagen, allerdings mit der wichtigen Ergänzung, dass im Zuge der Gegenreformation die Bürgerschaft sichtlich an Freiheiten und Rechten einzubüssen beginnt.

An der Schwelle des Barocks sehen sich die europäischen Städte zunächst in die Wirrnisse des Dreissigjährigen Krieges hineingezogen und, sofern sie zum Kampfplatz werden, trotz Verbesserung der Fortifikationen grossen Verheerungen ausgesetzt. In der absolutistisch regierten und merkantilistisch bewirtschafteten Epoche vermindern sich besonders in unseren Nachbarländern Kraft und Einfluss der Bürgerschaft. Lange nach Friedensschluss und Behebung baulicher Schäden werden einige Idealstädte geplant und ausgeführt. Im Unterschied zu den Vorstellungen der Renaissance wie des Manierismus finden sich diese vor den Ehrenhof eines Fürstenschlosses gelegt. Von der herrschaftlichen Residenz aus ziehen die Strassen parallel oder fächerförmig in den Siedlungskörper hinein. Solche Ortsgebilde, bei denen hoheitliches Geltungs- und Sicherheitsbedürfnis die Regie führt, entstehen nur in geringer Zahl. Im übrigen unterzieht auch der Barock vorwiegend bloss Teile von mittelalterlichen Städten einer Umgestaltung. Der Adel und das begüterte Patriziat errichten sich in ländlicher Umgebung vornehme schlosshafte Anwesen für den Sommeraufenthalt.

Mit der Französischen Revolution, die – Frucht der Aufklärung – dem Volke grössere menschliche Rechte und Freiheiten verspricht, gelangt die klassizistische Stilepoche endgültig zum Durchbruch. Auch in diesem Geschichtsabschnitt beschäftigen den Urbanisten fast ausschliesslich Änderungen oder Erweiterungen mittelalterlicher Städte. Den damals errichteten ortsbaulichen Komplexen wohnt Sinn für Würde und Gehalt inne.

Bis zu der Zeit reiften die Städte als vielfältige Organismen wie als entsprechende ästhetische Erscheinungsbilder gemächlich. Sie blieben im allgemeinen fest ihren Traditionen verhaftet und bewahrten im wesentlichen ihre eigenartige, dicht gefügte Gestalt. Der scharfe Kontrast von eng umgürteter Siedlung

mit der ihr eigenen Atmosphäre und dem freien, weiten und naturnahen Land als nächster Umgebung liess bei den Bürgern ein besonderes Selbstbewusstsein, ein in sich geschlossenes Gemeinschaftsgefühl entstehen. Wohnen und Wirken vollzogen sich stets noch in ein und demselben Haus. Und die Bevölkerung blieb zahlenmässig im allgemeinen ziemlich konstant.

Wandel in den beiden ersten Phasen des Industriezeitalters

Mit der Industrialisierung, welche in ihrer ersten Stufe die Dampfkraft als Energie einsetzt und bei uns sich etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts umweltmässig stärker auszuwirken beginnt, ändert sich all das gründlich. Von der Einführung der Freizügigkeit, der Handels- und Gewerbefreiheit begünstigt, drängen vormals in der Landwirtschaft tätige Menschen aus den Dörfern in die Städte, um hier als Arbeitskräfte in neuen Massenerzeugungsbetrieben ihre Existenzen aufzubauen. Daraus ergeben sich die sprunghaften Stadtvergrösserungen, welche nach Beseitigung der als lästig empfundenen Mauerschranken und Gräben baulich rasch über ihre bisherigen Grenzen hinausgreifen. Der Gegensatz zwischen geschlossener Siedlung und offenem Land verwischt sich zusehends. Zugleich vollziehen sich vielerorts noch einige «innere Erweiterungen», die wichtige und letzte Vorräte an Grund und Boden in den Kernbereichen aufzehren.

Den eigentlichen Abstieg der historischen Zentren leiten die Bevölkerungsumschiebungen in diesen Siedlungsgebieten ein. Sowohl das entmachtete, aber noch immer begüterte Patriziat als auch der ihm nach-eifernde bürgerliche Mittelstand beziehen ihre neu errichteten Villen- und Mehrfamilienhäuser in den «Gründerquartieren», die wie Pilze vor den eingeebneten Umwallungen – zumeist als Blockränder um Strassengevierte – aus dem Boden schiessen. In den Altstadtgebäuden finden arme ländliche Zuzüger als Mieter Unterkunft. Sie verfügen indessen nicht über ausreichende Einkommen, um die Häuser weiterhin als selbständige vertikale Einheiten mit Wohn- und Geschäftsräumen für eine einzelne Familie in Gebrauch zu nehmen. Deswegen gliedern viele Eigentümer jedes Stockwerk solcher Gebäulichkeiten notdürftig in möglichst zahlreiche horizontale Teilstücke auf, d. h. in billige Kleinlogis, die neben- und übereinander angeordnet sind.

Überwiegend an Stadträndern neu errichtete Fabriken lösen die bis dahin in den einzelnen Häusern der Kernbereiche untergebrachten Werkstätten ab. Die Trennung von Wohn- und Arbeitsplätzen und das Hin- und Herpendeln der Berufsleute lässt einen

immerfort zunehmenden Verkehr entstehen. Zu dessen Bewältigung erfindet man bald neue, selbstfahrende, schienengebundene Massenvehikel, welche die Gemeinden oder der Staat in Betrieb nehmen, sowie frei bewegliche Fahrzeuge, die von einzelnen Privaten für Personen- oder Gütertransport verwendet werden können.

Die Tatsache, dass der menschliche Zustrom in die neuen blühenden Wirtschaftszentren unaufhaltsam, die Rendite der Altbauten jedoch gering ist, verleitet viele Liegenschaftsbesitzer dazu, die Hinterhöfe möglichst weitgehend und dennoch kostensparend zu überbauen und vereinzelt auch die Häuser aufzustocken. Die verzweifelten Bemühungen zur Mehrung der Mieterträgnisse ergeben aber leider, neben den kaum die Verzinsung des investierten Kapitals deckenden Einkünften, nur eine grössere menschliche und bauliche Verdichtung sowie schlechtere Besonnungs-, Belichtungs- und Belüftungsverhältnisse. – Und auf dem Liegenschaftsmarkt, wo Angebot und Nachfrage über die Höhe der Objektpreise entscheidet, sinkt der materielle Wert vieler Altstadthäuser noch tiefer. Die wirtschaftlich schwächeren Eigentümer vermögen nicht genügend Geld für die infolge Übernutzung noch dringender gewordenen Unterhaltsarbeiten aufzubringen. All das begünstigt den Zerfall der Gebäude und das Entstehen von Elendwohnungen.

In dieser Zeit des Umbruches, da die historischen Städte anfangen, ihre ursprünglich klaren Begrenzungen zu verlieren und sich zu uferlosen Häusermeeren auszubreiten, vollziehen sich in ihrem Innern noch andere Nutzungsänderungen und Strukturwandlungen. So sammeln sich in wichtigeren vitalen Orten – bei aller Gestaltlosigkeit der äusseren Formbilder – wirtschaftliche und gesellschaftliche Kräfte zur Gruppierung deutlich hervorgehobener Stadtmitten. Diese ausgeprägten Zentren bilden sich meistens innerhalb der alten Siedlungsbereiche selbst, aber auch – durch neue Landerschliessungen und Bahnhofanlagen gefördert – unmittelbar daneben. Ihre Quartiere zeichnen sich durch Anhäufung verschiedener Unternehmungen, Läden, Ämter und Bildungs- wie Vergnügungseinrichtungen aus. Ein weiteres Merkmal der sogenannten City-Kristallisationen stellt das tagsüber starke Zu- und Abströmen von Menschen sowie das kontinuierliche zahlenmässige Geringerwerden der eigentlichen Wohnbevölkerung dar. Als unmittelbare Folgen sind zu registrieren: die Steigerung der Boden- und Grundstückspreise, die Neigung zu intensivster Belegung der Gebäulichkeiten, dann das Streben nach stetiger Auswechslung, Erhöhung und Verdichtung der Häuser. Durch diese Überbe-

anspruchung erleiden die Altstädte in den Geschäftszonen zwangsläufig entweder Beeinträchtigungen in ihren bis dahin geschlossenen Gestaltungseigenarten oder teilweise und gänzlich Verluste an überkommener Substanz, die, Neubauten weichend, unentwegt dahinschwindet.

Zukunftsgläubig hofft man im Historismus noch, in den alten Siedlungen durch Gassen- und Platzausweitungen wie auch mittels Begradigungen, neuen Strassendurchbrüchen, Brunnenentfernungen und Trottoireinzügen dauernde Verbesserungen in der Führung des besonders in der Innenstadt enorm zunehmenden Verkehrs bewerkstelligen zu können. Freilich, solche von blindem Optimismus genährten Erneuerungsmassnahmen dienen weder der Gesundung noch dem Fortschritt, sondern erweisen sich als erste brutale Zerstörungen alter Stadtstrukturen. Ein hygienischer Erfolg in dicht bewohnten Orten wird immerhin mit der Anlage von Kanalisationen erreicht.

Zur baulichen Anpassung an die weiter wachsenden Bedürfnisse arbeitet man während der zweiten Phase der Industrialisierung, welche die Elektrizität als Energie verwendet, für viele alte Siedlungskerne Korrekptions- und Sanierungsprojekte aus. Diese vorwiegend aus den ersten vier Dezennien unseres Jahrhunderts stammenden Pläne befinden sich vereinzelt noch heute als massgebliche Richtlinien – und verheerende Belastung! – in Kraft. In bezug auf die projektierten Massnahmen stimmen alle insofern miteinander überein, als sie samt und sonders auch vor harten Eingriffen vor allem in den sich weiter ausbreitenden Citybereichen oder ihren alten Nachbarvierteln nicht zurückschrecken. Es sind vorwiegend hilflose Versuche, denen es an Weitblick und menschlicher Würde mangelt und die danach trachten, die alten dichten Zentren durch «Auskernungen» aufzulockern und bereits geänderte, stark befahrene Gassen erneut leistungsfähiger zu machen.

Ihre zweifelhaften Konzepte sehen deshalb für den ungeheuer anschwellenden motorisierten Verkehr, in dem das Auto die Führung übernimmt, wiederum breitere Strassen vor mit entsprechend geplanten oder bereits verwirklichten Niederlegungen und der Erneuerung ganzer Altstadt-Häuserzeilen; ferner regen sie die Auswechslung eng verzahnter Stellen im Bebauungsgeflecht an; sie fördern durch Abbruch sämtlicher Hintergebäude die Zusammenfassung und «Begrünung» der Hofräume zu einheitlichen Gartenbezirken und begünstigen die Unterbringung ärmerer kinderreicher Familien. Im Wissen, dass solch vermeintliche Erholungskuren sich wegen ihrer Gewalttätigkeit und Fehlerhaftigkeit sehr leicht als töd-



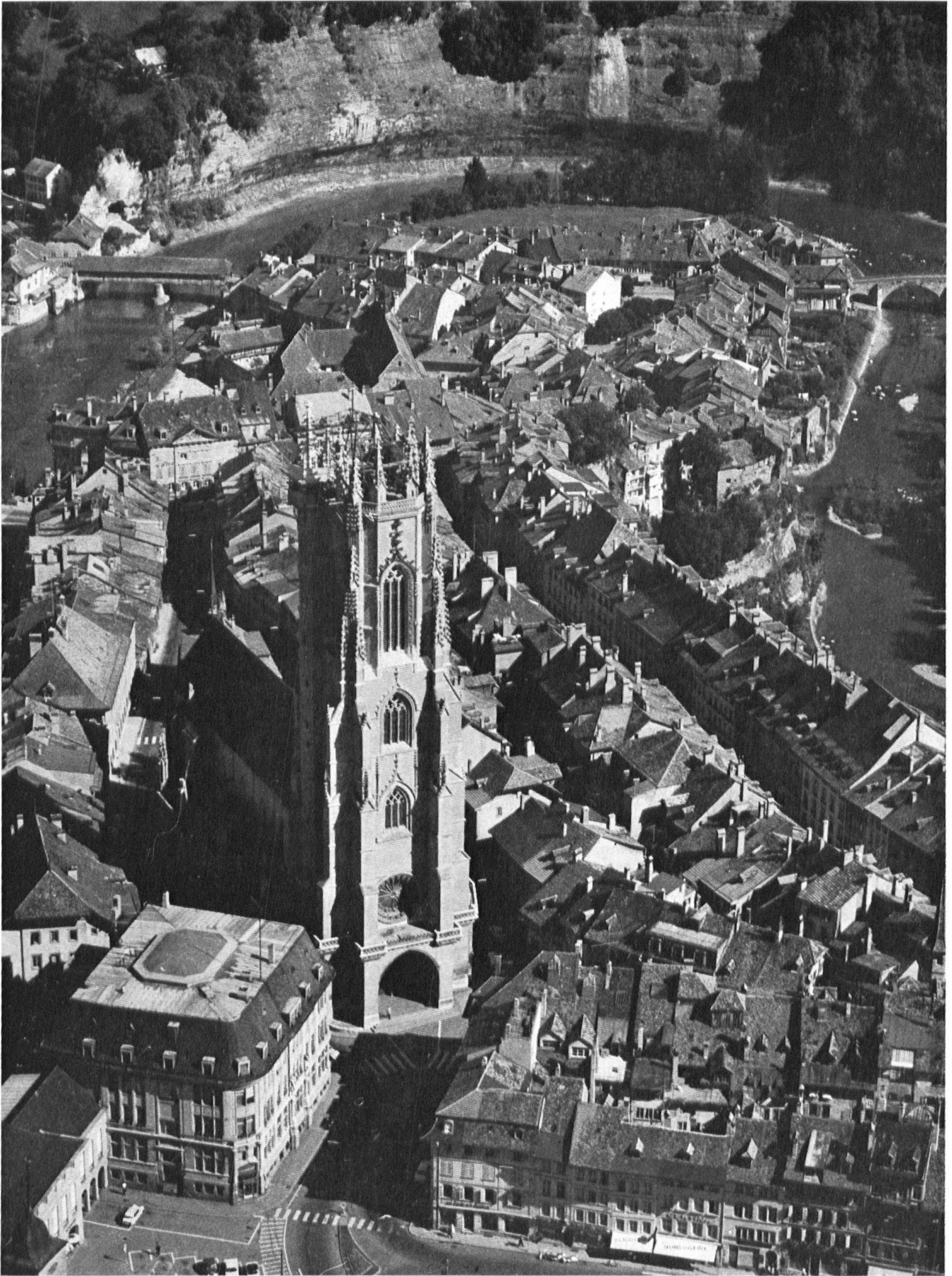
Das zähringische Bern (unterhalb des Zeitlockenturms): Modellfall einer Gründungsstadt des Hochmittelalters. Der als Gassenmarkt angelegte Hauptstrassenzug wird von Gebäuden gesäumt, deren Grundriss noch heute den historischen Hofstättenplan erkennen lässt. Im 20. Jahrhundert hatten Neubauten unschöne Veränderungen zur Folge; jetzt ist jegliche Transformation der äusseren Erscheinung (Fassade, Gesimshöhe, Dachstuhl) untersagt.

Seite 9: Der unter Berchtold IV. von Zähringen im 12. Jahrhundert entstandene trapezförmige Kern von Freiburg im Uechtland, hoch über der Saaneschlinge. Die bauliche Gliederung und Ausgestaltung der Siedlung gehorchte nicht zuletzt auch geistig-geistlichen Werten; Dominanten waren Kirchen und Klöster. Heute, wo Technisierung und Menschenzusammenballungen stets gewaltigere Ausmasse annehmen und Agglomerationen fast als monotone oder chaotische Geschwüre die Erdoberfläche zu überwuchern drohen, stellen gut erhaltene alte Stadtgebilde besonders edle Kleinode und beseelte Herzstücke, ja erhol- und heilsame Oasen dar.

lich erweisen können, bedauert kein wirklicher Kenner der Probleme, wenn derartigen kläglichen Vorschlägen und Absichten bis heute die Verwirklichung versagt geblieben ist.

In Freiburg ist es vor wenigen Jahren geglückt, einen sichtmässig exponierten historischen Gebäudekomplex buchstäblich in letzter Stunde vor dem Abbruch zu retten. Eine am Haldenrand (links hinter der Kathedrale) ansetzende Gebäudereihe von elf alten Häusern hätte der Errichtung einer uniformen kommunalen Bürokasernen geopfert werden sollen. Das Einschreiten des verständnisvollen und mutigen Verwaltungsratspräsidenten einer bedeutenden in Basel ansässigen Industrieunternehmung, welche die ganze Bauzeile aufkaufte und mit Hilfe von Bundessubventionen unter den Auspizien der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege instand stellen liess, verhinderte die sonderbare Absicht.

Draussen, an den neuen Randgebieten der historischen Städte, entstehen da und dort, auf genossenschaftlicher Basis nach englischen Vorbildern, ganzheitlich geplante und straff durchgestaltete Siedlungen mit Kombinationen von dicht gereihten Ein- und Mehrfamilienhäusern. Diese Gebäulichkeiten sind in





La Neuveville, in ihrer Substanz einigermaßen gut erhaltene Kleinstadt am obern Bielersee. Zwei Tore begrenzen die Längsgasse. Die Beurteilung der Schutzwürdigkeit eines historischen Ortsbaues erfolgt aufgrund der Gesamtbedeutung solcher Anlagen. Bei der Erfassung dieses Wertes sind folgende Kriterien massgebend: das Gewicht der unversehrten Geschlossenheit ihrer Grund- und Aufrißstrukturen, der Reichtum an alten, seltenen und baukünstlerisch gehaltvollen Einzelobjekten, ihr geschichtlicher Rang, die Eigenart der topographischen Situation und ihrer Umgebung sowie der Wirkungsgrad der Siedlung in der Landschaft.

Gärten eingebettet. Ihre vielversprechenden guten Ansätze verschwinden aber in der unübersichtlichen, gewaltigen Hauptmasse der dauernden Erweiterungen, welche sich als zufälliges, wildwachsendes steinernes Durcheinander in die freie Landschaft hinauswälzen. Denn es fehlt fast allenthalben an Gesamtvorstellungen, die auf Grundlagenstudium und Zukunftsforschung leitbildhaft erarbeitet worden sind. Lediglich nach einem einzigen konsequent verfolgten Prinzip wird versucht, das neue Bauen zu ordnen: durch schroffe Scheidung vor allem der Bereiche für

den Arbeitenden und den Wohnenden. Indessen erweist sich gerade die sture Entflechtung der erwähnten Funktionen als grundsätzlich falsch; sie «hilft» nur, viele menschliche und bauliche Beziehungslosigkeiten zu schaffen, und fördert zudem ein noch stärkeres Anschwellen des Verkehrs wie das Abnehmen der Wohnbevölkerung in den Geschäftsvierteln.

In solch zwiespältigen Bahnen bewegt sich während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts das Los der Städte. Ist ihnen das Schicksal günstig gesinnt, dürfen sie, mehr oder weniger mitgenommen, beide Weltkriege überleben. Die dem Bombenhagel zum Opfer gefallen sind aber erfahren einen umfänglichen Wiederaufbau, dessen Bogen sich von der getreuen Rekonstruktion bis zur völlig neuzeitlichen Konzeption spannt.

Alte Städte in der dritten Stufe der Industrialisierung

Der gewaltige konjunkturelle Aufschwung Europas in den vergangenen Nachkriegsjahren während der dritten, das heisst atomaren Stufe der Industrialisierung lässt in den historischen Quartieren, selbst weit-

ab von der eigentlichen City, in deren bewohnerärmeren Bezirken sich der Baubestand ohnehin meistens schon erneuert hat, nicht nur den Verkehr, sondern auch die Grundstückpreise heftig ansteigen. Abermals werden Strassen und Plätze korrigiert. Und viele Eigentümer von Altstadtliegenschaften erklären ihre inzwischen sogar instandgesetzten und zeitgerecht ausgestatteten wie auch etwas ertragreicher gewordenen Häuser im Blick auf zu erwartende beträchtliche Verkaufsgewinne oder profitablere und rationellere Neubebauungen als abbruchreif. Die Tatsache, dass sich die skrupellose Spekulation dieser lukrativen Geschäfte annimmt, verstärkt noch die Tendenz, anstelle historischer Bauwerke neue Gebäulichkeiten erstehen zu lassen; diese Neulinge umfassen womöglich zwei oder drei Parzellen, weisen mehr Stockwerke auf als zuvor und bergen im Ergebnis kleinere, aber teurere Lokalitäten. Sie sind es, die mit ihren unbewältigten und herausfordernden Massen und Formen die zuvor noch intakten und kompakten Gassen-, Platz- und Ortsraumbilder zunächst aufsprengen, dann im Verein mit weiteren modischen Artgenossen zu überwiegen beginnen und schliesslich die völlige Auflösung aller alten Reste herbeiführen.

In wirtschaftlich ungünstigeren Lagen der Altstädte freilich leben nunmehr in überwiegender Zahl anspruchslose berufstätige Einzelpersonen und sehr betagte Leute. Auch viele bescheidene Gastarbeiter finden da ein billiges Obdach. Wegen mangelnden Unterhaltes schreitet an den Bauten der Substanzzerfall unablässig fort. Die Zeichen der Verwahrlosung dringen überall durch und stempeln diese leidvollen Objekte zu auffälligen und gesellschaftlich minderwertigen Behausungen.

Durch konstante und enorme Expansions- wie Konzentrationsprozesse dehnen sich die Städte baulich heute noch rapider aus als ehemals. Mehr als zuvor sehen wir an den Peripherien meist chaotische oder monotone Renditehäuser-Wucherungen, welche die paar guten, in gemischter Weise angelegten Überbauungsabschnitte absolut beherrschen. Ihre Bewohner – Zuwanderer vom Land oder Auszügler aus den Siedlungskernen – sind in allen wichtigen Lebensbelangen völlig von den bestehenden Zentren abhängig; diese wiederum laufen Gefahr, zu reinen Dienstleistungsbereichen herabzusinken. Alte wie neu konzipierte Vor- und Nebenorte, sogar solche von respektabler Grösse und einiger Selbständigkeits-erwartung, vermögen sich dem Sog dieser gewichtigen Schwer- und Brennpunkte nicht zu entziehen.

Die zunehmenden Distanzen zwischen den immer noch getrennt angeordneten Arbeits-, Bildungs- und

Wohnbereichen, welche von vielen Menschen täglich zwei- bis viermal zu überwinden sind, lassen von individuellen Verkehrsmitteln überflutete und verstopfte Strassen entstehen; derartige Auswirkungen sind vor allem dort am stärksten, wo Gemeinwesen in falscher Sicht und Wertung der Dinge den Ausbau dieser Trasses gegenüber den noch dringenderen Neuausrüstungen und -einrichtungen der kollektiven Transportmittel vorziehen oder begünstigen. Das rasante Wachstum pflegt aber auch die meisten anderen öffentlichen Werke völlig zu überfordern. Der Nachholbedarf an ungenügenden oder fehlenden Infrastrukturen ist durchwegs gewaltig, so etwa auch hinsichtlich der für eine Stadt bedeutungsvollen Unterbringung der ruhenden Motorfahrzeuge.

Der aufgezeigte Wandel in wirtschaftlich lebhaften grösseren alten Städten macht sich bis zu einem gewissen Grade auch bei den etwas ruhigeren kleinen Schwestern und im übertragenen Sinne selbst bei den historischen Flecken, Dörfern und Weilern bemerkbar. In all diesen Niederlassungen vollziehen sich indessen die angetönten Umwälzungen – ausgelöst durch die industrielle Expansion und Konzentration sowie durch die in der Landwirtschaft aus ökonomischen Gründen nötig gewordenen betrieblichen Rationalisierungs- und Mechanisierungsmassnahmen – zeitlich gerafft und in beschleunigtem Tempo etwa hundert Jahre später, das heisst in unserer Gegenwart.

Mit dem kurzen Schicksalsabriss unserer alten Städte an der Schwelle der Gegenwart angelangt, gilt es einzuhalten und zu bedenken, was uns die historischen Siedlungen heute noch bedeuten und ob sich ihre Weiterbewahrung auch lohnt.

Bedeutung und Wert alter Orte

Wie erwähnt, besitzt jede Stadt, welche die hohe Bezeichnung einer derartigen Siedlungsart verdient, ihr eigenes, auf einem natürlichen Relief modelliertes Antlitz. Diese Feststellung trifft in höchstem Masse immer und überall für alte, selten jedoch für neue Niederlassungen zu. Denken wir uns einmal bei den geschichtlich überlieferten Orten jene grossen Erweiterungen aus jüngster Zeit weg, so, als ob nur noch die altvertrauten, im Vergleich zu den heute weitläufigen Weichbildern kleinen Kerne dastünden: wir würden die engbegrenzten alten Geflechte an ihren unverwechselbaren Ausprägungen mit grösster Leichtigkeit sofort wiedererkennen. Wie völlig anders wäre dies im Falle der umgekehrten Überlegung: die neuen Siedlungsstrukturen wären für uns kaum voneinander unterscheidbar zu ermitteln, weil sie ihre wesentlichen individuellen Gesichtszüge verlorenhätten.

Mit ihren lebendig geführten Strassen und Plätzen, welche von rhythmisch feindurchgliederten, ausgewogen proportionierten und massvoll dimensionierten Häuserabfolgen gesäumt sind, bergen die alten Städte besonders trauliche Lebensräume. In ihnen steht der Mensch noch im Mittelpunkt aller Dinge. Hier umfängt ihn, der ja nicht nur ein Wesen des Verstandes ist, jene auch seinem Gemüt zuträgliche intime Atmosphäre. Da erfasst er das kühn angelegte, allmählich gewachsene, von vielen Zeiten durchwirkte und trotz seiner Vielgestaltigkeit zur Einheit gewordene Gesamtkunstwerk einer historischen Niederlassung als eine ihm angemessene Umgebung.

In dieser beschaulichen Umwelt wird er zum Rasten eingeladen und findet – sogar ausserhalb der Ferienzeit – Gelegenheit für ein entspannendes, kräftesammelndes «dolce far niente». Solche Bezirke, denen Denken und Fühlen gleichermassen einverwoben sind, bevorzugt er als Ort der Begegnung wie als Revier für Streifzüge mit Freunden, Bekannten und Gästen. Ihre stubenartigen, Behagen und Geborgenheit ausstrahlenden äusseren Raumgebilde stellen auch einen gesuchten und geeigneten Rahmen für frohe Volksfeste dar. Alte Ortsbereiche sind sodann fruchtbarer Nährboden zur Entfaltung unserer handwerklichen, künstlerischen und geistigen Kräfte. Leute des Kleingewerbes, Kunstmaler, Bildhauer, Dichter, Schriftsteller und andere Intellektuelle bevorzugen diese Quartiere als Arbeitsort im Wissen, hier eine besonders anregende Ambiance für ihr gestalterisches Schaffen zu finden. Solche Gebiete eignen sich teilweise zudem als stille, angenehme und freundliche Wohnviertel.

Die geschichtsdurchtränkten Stätten mit ihren Baudenkmalern bilden Eckpfeiler unseres Selbstverständnisses. Sie vor allem vermitteln uns jene schönen Gefühle tiefer Umweltsverbundenheit. Denn sie gehören zu den hauptsächlichsten Sinn- und Leitbildern unseres engeren Lebensbereiches und verkörpern die Vorstellung unserer Heimat. – Sie funktionieren ferner als hervorragende Assimilierungsfaktoren. Als erste lassen sie die örtliche Kultur auf in- und ausländische Zuzüger wirken. Die unverwechselbaren Ausprägungen wachsen ihnen ans Herz, noch bevor sie der Lokal- oder Landessprache mächtig sind. Wenn andererseits heute ein Ort für sich wirbt, so preist er in berechtigtem Stolz die Eigenart seiner historischen Quartiere; alte Kirchen, Rat- und Zunfthäuser prangen auf den Prospekten und Plakaten.

Historische Stadtbilder erscheinen uns Gegenwartsmenschen als festgefügte Wahrzeichen beständiger christlicher Lebensgemeinschaften. Ihre bis in Einzelheiten vom Sakralen durchtränkten Baugefüge

legen eindrücklich Zeugnis von der tiefen Frömmigkeit unserer Vorfahren ab. Als Lebensräume halten sie das Zusammengehörigkeitsgefühl lebendig und stärken es. Auch in unserer Zeit des Wohlstandes, in der selbstlose Regungen immer mehr zu schwinden beginnen, helfen sie das Empfinden für die schicksalsmässige Verbundenheit der Bewohner festigen. Sie verkörpern – bei allem Wandel – Dauer und Beharrlichkeit. Ja, in ihren festen, würdevollen Gebilden zeigt sich uns immer ein Widerschein des Unvergänglichen.

Sie sind auch Sinnbilder unserer Selbständigkeit. Die Bewahrung ihrer Substanz, in der Erstrittenes und Erlittenes deutlich wird, ist demnach ebenso ein Akt geistiger und kultureller Landesverteidigung wie ein Gebot der Selbsterhaltung.

Erhaltung und Wiederbelebung alter Städte

Die Beurteilung der Schutzwürdigkeit eines historischen Ortsbaues erfolgt aufgrund der Ermittlung der Gesamtbedeutung solcher Anlagen. Bei der Erfassung dieses Wertes sind folgende Kriterien massgebend: das Gewicht der unversehrten Geschlossenheit ihrer Grund- und Aufriss-Strukturen als Ganzes oder als zusammenhängender Teilkomplex, der Reichtum an alten, seltenen und baukünstlerisch gehaltvollen Einzelobjekten, ihr geschichtlicher Rang, die Eigenart der topographischen Situation und ihrer Umgebung sowie der Wirkungsgrad der Siedlung in der Landschaft.

Die Erfahrung lehrt, dass mit der möglichst umfassenden Bewahrung der alten Kerne und ihrer Viertel die stimmungsvollen städtebaulichen Gesamtkunstwerke am ehesten gerettet werden können. Nur im gegenseitigen Zusammenhalt ist dem Ganzen wie dem Einzelnen gedient. Das Packende der Wirkung beruht ja darauf, dass alles – das Grosse wie das Kleine –, wohl aufeinander abgestimmt, zur Geltung kommt.

Entscheidendes Gewicht fällt dabei der Erhaltung des ererbten einfachen Baugutes zu. Die schlichten Werke werden zwar flüchtigen Blicks zunächst meist nur gering eingeschätzt; erst bei eingehenderem Prüfen erkennt man ihre Unerlässlichkeit. Sie wirken auch in verlottertem Zustand – auf sich selbst gestellt wie als Elemente geschlossener Architekturensembles – nicht weniger veredelnd als die hervorragenden Spitzenleistungen. Selbst vortrefflichste und prunkvollste Einzelschöpfungen bedürfen ihrer als massstab- und rahmenbildende Nachbarschaft. Denn ohne diese bescheidenen Diener geraten auch sie, die mächtigen Herrscher, in bedrückende Absonderung und verlieren in der frostigen Einsamkeit ihre

Wirkung. Und wir wissen zur Genüge: Die grossen Heerscharen schlichter Altstadtobjekte bestimmen den eigentümlichen Charakter, das charmante Lokalkolorit einer Gassen-, Platz- und Ortsbebauung stärker sogar als die weltberühmten «Stars». Ihnen, deren Fortbestehen am meisten gefährdet ist, haben wir unsere besondere Fürsorge angedeihen zu lassen.

Alleinige Ausgangsbasis des Planens in Altstadtgebieten und historischen Orten kann nur sorgfältige Erforschung sämtlicher Grundlagen, vor allem auch der Krankheitsbilder, sein. Mit ihr sind die zuständigen Fachleute zu beauftragen. Zu ihnen, d.h. dem Ökonomen, dem Verkehrsingenieur, dem Juristen, dem Geographen und dem Soziologen, dem Politiker, dem Landesplaner und dem Architekten, die gemeinsam unter Leitung des Urbanisten zu arbeiten haben, sollen sich auch der Mediziner und der Psychologe, denen das körperliche und seelische Wohlbefinden der Bewohner anvertraut ist, gesellen. Ferner müssen dabei mitwirken der Statistiker als erfahrener Erhebungsfachmann und «last but not least» der Konservator und Pfleger der überkommenen Städte und Siedlungsanlagen, der Sachverständige für Baugeschichte und kulturelle Bedeutung der historischen Denkmäler als eigentlicher Lebensverlängerungsspezialist und Officialverteidiger solcher Schöpfungen.

Sind alle Bestandesaufnahmen vollzogen, die sich auch elektronisch speichern und auswerten lassen, so hat die Arbeitsgemeinschaft noch den mutmasslichen weiteren Existenzverlauf des Ortes abzuschätzen. Da solche Gegenwarts- wie Zukunftsvorstellungen und -bestimmungen alle Bewohner angehen, ist jetzt der Moment herangerückt, alle Betroffenen oder wenigstens die Interessierten unter ihnen öffentlich über den Stand der Projektierung sowie die kurz- und langfristigen Absichten zu unterrichten und ihnen ausreichend Gelegenheit zu fruchtbarer Mitberatung zu bieten.

Erst nachdem die hochdifferenzierten Altstadtstrukturen in allen Teilen systematisch ermittelt und erschlossen, die notwendigen Einsichten in die Sachverhalte gewonnen und die öffentlichen Erörterungen beendet sind, darf das eigentliche Ausarbeiten von Entwürfen zu Sanierungsplänen beginnen. Die Zielsetzungen lauten stets: dem Menschen dienende, gesunde, lebensfähige und möglichst umfassende Erhaltung der alten Kerne und ihrer Viertel; ihnen sind im Rahmen des Stadtganzen, ja sogar in jenem weiter gespannten der zugehörigen Region, angemessene und nützliche Aufgaben – vor allem auch geistig-kulturelle – zu übertragen. Sie sollen jedoch weder überbeanspruchte City- noch verkümmerte Slumbil-

dungen fördern; um solches zu verhindern, müssen gegebenenfalls Nebenzentren angelegt werden.

Die überlieferten Siedlungsgefüge können allenfalls in Abschnitte von verschieden hoher baukünstlerischer Bedeutung aufgeteilt werden, für deren Bewahrung entsprechend strengere oder mildere Schutzbestimmungen zu erlassen sind. Sie als sterile Denkmalgebiete ausgemustert, der Wirklichkeit entrückt bewahren zu wollen, wünscht selbstverständlich kein vernünftig denkender Mensch. Vielmehr gilt es, ihnen zweckgemäss wie sinnvoll mit dem Leben verflochtene Funktionen zu übertragen, welche ihr Auswachsen zu übernutzten Geschäftszentren wie ihr Absinken zu verödeten Elendsquartieren zu verhüten vermögen.

In Betracht kommt besonders die Herrichtung alter Kernpartien zu schönen und behaglichen Wohnquartieren mit vielfältigen Logisgrössen für verschiedenartige Bevölkerungsschichten. Diese Bezirke sollten über einige geborgene Gaststätten mit ruhigen Fremdenzimmern, bescheidene Jugendherbergen, Studentenunterkünfte und Altersheime verfügen. Ferner dürften hier auch kleinere Schulen, geisteswissenschaftliche Institute, Kunstgalerien, Museen, Kleintheater und Kammermusik-Konzertsäle, Jazz- und Beat-Keller sowie andere Bildungs- und Kulturlokalitäten am Platz sein. In solche Viertel gehören zudem ausreichende Läden für den Einkauf des wichtigsten Lebensbedarfes – aber auch für Bücher, Antiquitäten und Boutique-Erzeugnisse. Dann könnten hier noch einige nur wenig Publikum anziehende Verwaltungen sowie Büros für Private Aufnahme finden. Schliesslich liesse sich da und dort etwas Freiraum für Erholung und Vergnügung ausscheiden.

Die Verkehrsführung hat die Altstadtgrundrisse, das Fassungsvermögen der bestehenden Kommunikationsnetze mit den schmalen Gassen und Plätzen, durch wohlbedachte Regelungen, Beschränkungen oder Verlegungen zu respektieren. Sie darf ohne Vorliegen eines dringlichen Notstandes die ererbten Anlagen nicht vermeintlicher Vorteile wegen hemmungslos korrigieren. Die schicksalhafte Enge historischer Orte kann man mit baulichen Massnahmen nie und nimmer «autogerecht» her-, man kann sie nur zugrunderichten. Vorweg gilt es, die öffentlichen Transportmittel grosszügig zu fördern. Durch Umlenken der Durchgangsströme und Abfangen langparkierender Fahrzeuge des Quell- und Zielverkehrs in grossen unterirdischen Sammelgaragen, entlang den Ringstrassen, aber ausserhalb der alten Kerne, soll deren Bereich immer mehr für den Menschen selbst freigemacht werden. Und wo nötig hat der motorisierte Verkehr – und nicht der Fussgänger –



Basel, Altstadtquartier am Westhang des Birsigtals, von unten und von der Höhe (S.15). Das Beispiel zeugt für manch weitere in andern Städten. Die hübschen Dachsilhouetten verbergen die Missstände, welche die geringe Rendite der zum Teil noch aus dem Spätmittelalter stammenden Häuser zur Folge hatte: viele Liegenschaftsbesitzer sind im 19. und noch im 20. Jahrhundert dazu verleitet worden, die Hinterhöfe möglichst weitgehend und dennoch kostensparend zu überbauen; dies hat einerseits Einkünfte ergeben, die kaum die Verzinsung des investierten Kapitals deckten, andererseits aber einer grössern menschlichen und baulichen Verdichtung sowie schlechtern Besonnungs-, Belichtungs- und Belüftungsverhältnissen gerufen. – Versuche, solche Quartiere durch «Auskernungen» aufzulockern, haben bisher allzuoft des Weitblicks und der menschlichen Würde ermangelt.

unter dem Boden eine neue Zirkulationsebene zu erhalten.

Um den Gebäuden mehr Sonne, Licht und Luft zuzuführen, sollten die meisten im späten 19. Jahrhundert vorgenommenen Garten- und Hofüberbauungen entfernt werden. Damit gewannen die Altbauten ihre einstige geräumige Brauchbarkeit und entzückenden Reize zurück.

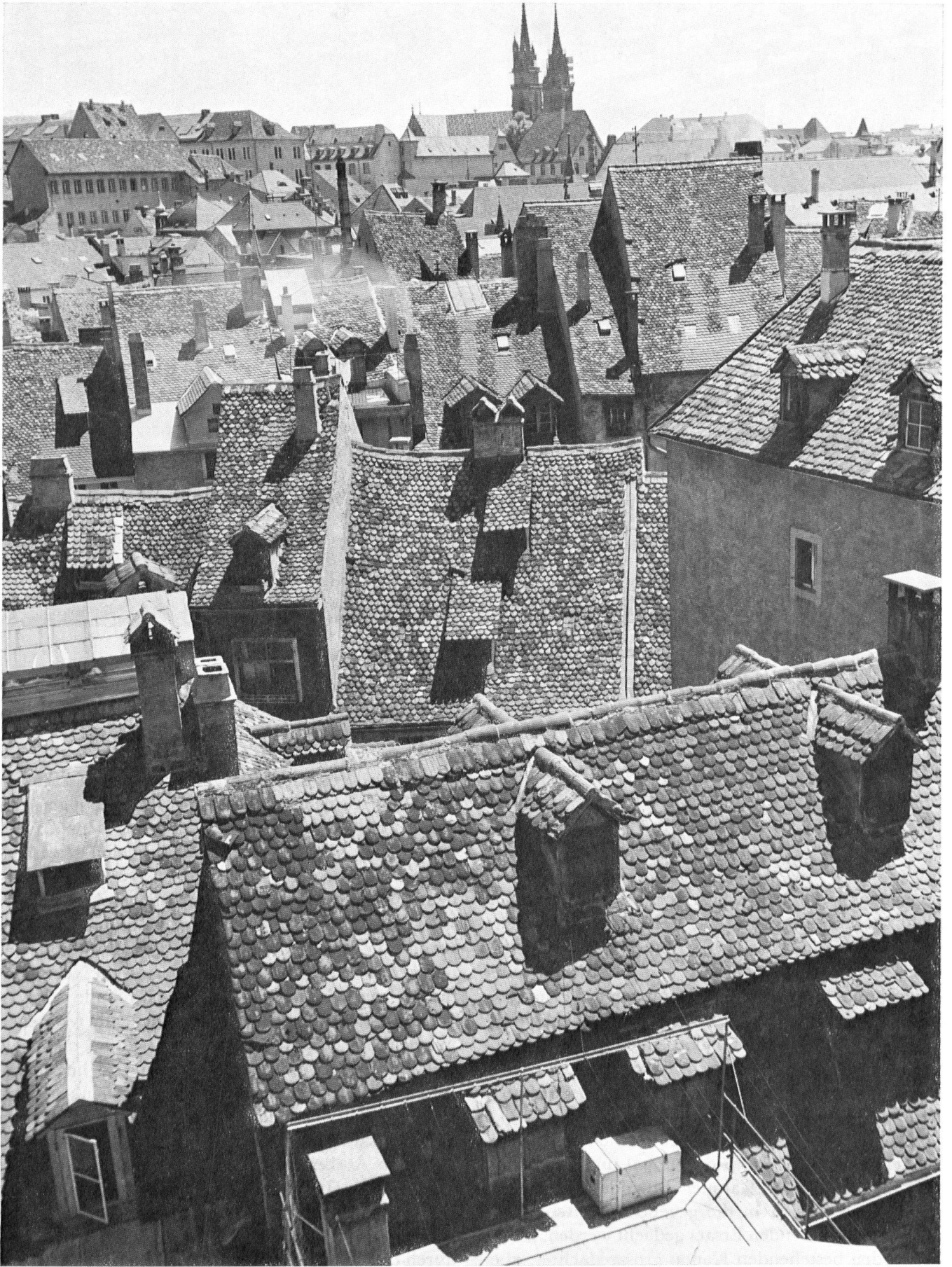
Grundsätzlich sollen bei der Altstadtsanierung die gewachsenen Baubestände in ihren geschichtlich und künstlerisch gehaltvollen Grössen, Erscheinungen, Stofflichkeiten, Oberflächenbeschaffenheiten und Farbgebungen sachgemäss gefestigt, aufgefrischt und

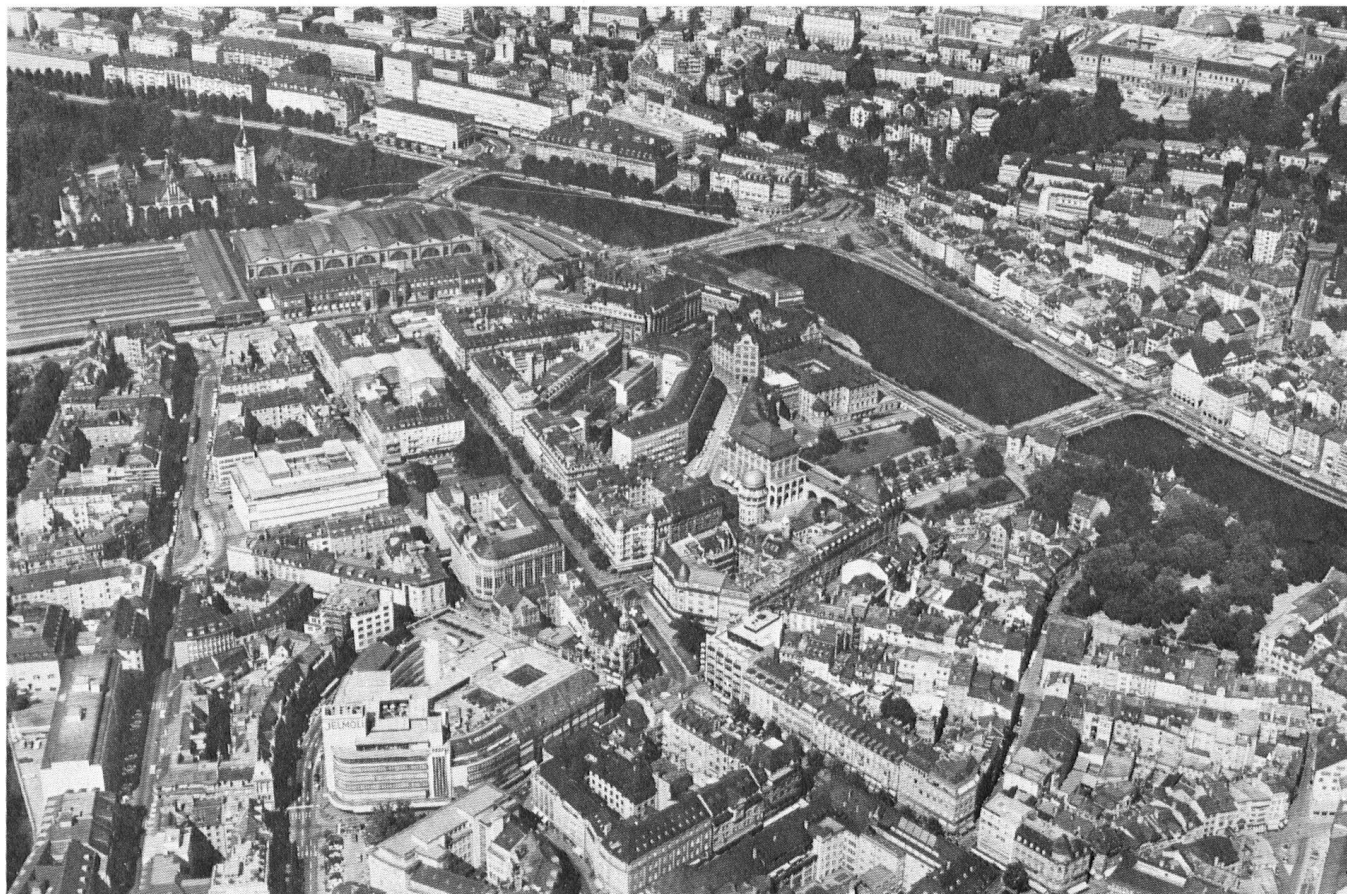
innerlich für die neuen Bedürfnisse hergerichtet werden. Dabei gilt es, unter Belassung aller bedeutsamen Wachstums- und Epochenanteile, auch noch andere als die bereits erwähnten störenden Zufügungen und Verfälschungen auszuschneiden, etwa fremdartige Materialien und misstönende Kolorite.

Beim Sichern der praktischen Verwendbarkeit aller historischen Bauwerke, die zum Teil auch neuen Zweckbestimmungen dienstbar gemacht werden müssen, sind immer Lösungen anzustreben, welche die wertvollen Substanzen auch innerhalb der Gebäulichkeiten zu schonen und dennoch die Forderungen der Gegenwart zu befriedigen vermögen. Sie sollen mit allen den Ansprüchen des Menschen unserer Zeit genügenden elektrischen, sanitären und Heizeinrichtungen ausgestattet werden, damit für Besitzer und Mieter neben die vorhandene anmutvolle Behaglichkeit auch die erwünschte Bequemlichkeit trete.

Auswechseln von Gebäuden und Gestalten der Umgebung

Wenn Altstadthäusern dennoch aus schwerwiegenden Gründen der Fortbestand versagt bleibt, wenn sie abzurechen und durch Neubauten zu ersetzen sind, so dürfen diese unter Beibehaltung der Fassadenflucht und der Brandmauern keine grösseren Ausmasse aufweisen als ihre Vorgänger, das heisst, mehr





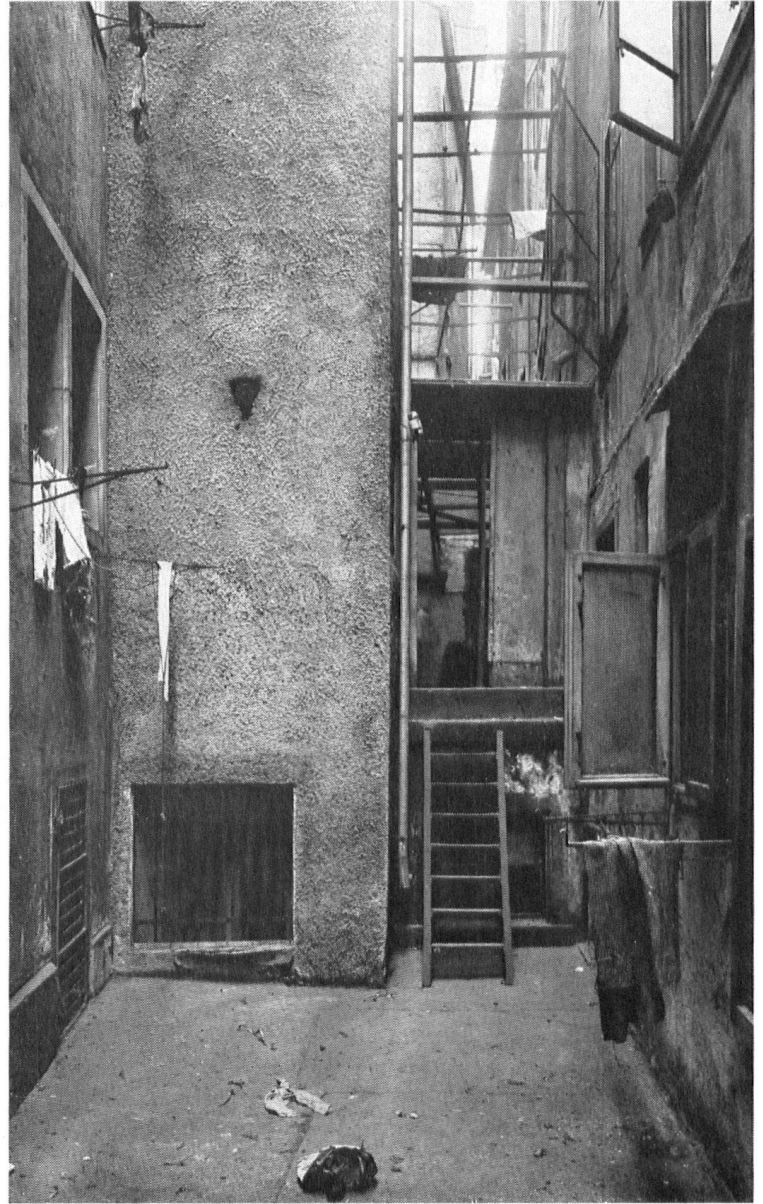
Zürich, die Umgebung des Hauptbahnhofs; rechts unten das Rennwegquartier und der Lindenhof. In den wichtigsten vitalen Städten haben sich wirtschaftliche und gesellschaftliche Kräfte zur Gruppierung einer deutlich hervorgehobenen Geschäftscity gesammelt. In Zürich ist der ganze Bereich von der Limmat über die Bahnhofstrasse bis zur Sihlporte im Laufe der Jahrzehnte von diesem Trend ergriffen worden, und die Entwicklung dauert weiter an. Ihr hat man ganze Altstadtteile geopfert.

als eine kubische Auswechslung sollte im allgemeinen nicht vorgenommen werden. Verfügen die alten Gebäude über gut gegliederte Fronten, die sich rhythmisch in die Ambiance eines ganzen Gassen- oder Platzraumes einbinden, so drängt sich die Erhaltung ihrer Schauseiten auf; falls dies nicht möglich ist, müsste, besonders, wenn solche Objekte in Zonen hoher oder höchster Schutzwürdigkeit liegen, wenigstens eine genaue Nachbildung unter Beizug alter Bestandteile angestrebt werden.

Handelt es sich bei den abzubrechenden Gebäulichkeiten um jüngere, proportional und formal aus dem nachbarlichen Rahmen fallende Objekte, so muss an einen sich in die gegebene städtebauliche Umwelt einordnenden Ersatz gedacht werden. Es gilt dabei, den bestehenden Kanon grossgedachter, aber

kleinteilig gelöster Formen, wohlausgewogener Zusammenklänge und kolorierter Töne festzustellen, aufzunehmen und fortzuführen.

Es gibt vereinzelte Möglichkeiten, wo Baulücken mit an anderen Orten sorgfältig zerlegten Häusern ausgefüllt werden können. Diese Übertragungen sind jedoch nur dann akzeptabel, wenn die neue Umgebung dem Charakter der alten sehr gleichartig ist, so dass sich die verpflanzten originalen Werke – oder Kopien unter Verwendung ursprünglicher Architekturstücke – in allen angedeuteten Bindungsbelangen vernünftig in das Cachet der neuen Situation einfügen. Im Durchschnitt aber hat man an Neuschöpfungen zu denken. Dabei liegt das im Sinne der Einpassung am ehesten Erfolg versprechende Vorgehen im Bemühen, eine schlichte, massstab-, takt- wie stoff- und farbgerechte Integrierung in herkömmlicher Gestaltungsweise zu verwirklichen, so dass sie aus dem ortsbaulichen Gesamtkunstwerk in keiner Weise herausfällt. Dieses Verfahren ist etwa mit der diskreten Ausbesserung von Fehlstellen eines Bildes vergleichbar. Im Resultat erzielt man dadurch am ehesten ein zurückhaltendes Einstimmen, ein störungsfreies Mitsummen der gegebenen Melodien durch den Neuling.



Arme Zuzüger vom Lande fanden im 19. Jahrhundert in zahlreichen Altstadt Häusern als Mieter Unterkunft (hier in Zürich). Sie verfügten indessen nicht über die Mittel, die es erlaubten, die Gebäude weiterhin als selbständige Einheiten für eine einzelne Familie in Gebrauch zu nehmen. Viele Eigentümer gliederten sie daher notdürftig in möglichst zahlreiche Kleinlogis, die neben- und übereinander angeordnet wurden.

Statt der angleichenden Lösung gibt es aber auch den sich absetzenden, eigenwillig aus modernen Formen konzipierten Neubau, welcher sich in spannungsvollem Kontrast dem Altbestand proportional, rhythmisch, material- und koloritmässig beziehungsweise einverleibt. Die Fälle, wo durch derart zuchtvolle künstlerische Neuschöpfungen der Charme und Gesamtcharakter des Ensembles nicht herabgemindert wird, wo die Symbiose ungleicher Elemente ge-

lingt, sind freilich, wie die Erfahrung zeigt, äusserst rar.

Die bis dahin zahlreichsten «Lösungen» stellen bedauerlicherweise jene Neubauten dar, welche durch ihre abstossende Grösse, Dachform, ihre Fenster-, Material- und Farbwahl als unverträgliche Gegensätze zum Vorhandenen auftreten. In ihrer herausfordernd-vordringlichen Dissonanz oder hässlich-groben Andersartigkeit verzerren sie nur allzuoft auf brutalste Weise vordem harmonisch gestufte städtebauliche Verbände. Besonders solche rücksichtslosen Banalitäten oder Extravaganzen sollten bei künftigen Altstadtsanierungen verhindert werden. Eine merkliche Besserung wäre zu erzielen, wenn für derart komplexe Aufgaben nur Architekten gewählt würden, die über ein besonderes Kunstverständnis und eine spezielle Einfühlungsgabe verfügen und sich hinsichtlich



Lausanne. In der waadtländischen Kapitale sind die neuen Geschäftsquartiere vorwiegend am Rande der Altstadtzone angelegt worden: am Westfuss des isolierten, Burg und Kathedrale tragenden Hügels; nahe der Vorstadt von St-Laurent; und auf der Kuppe, die im Mittelalter das St-François-Kloster besetzte. Sie sind freilich auch, die geschlossene Gestaltungseigenart der Altstadt teilweise stark beeinträchtigend, in den engen Talraum am – überdeckten – Flon hinabgestossen.

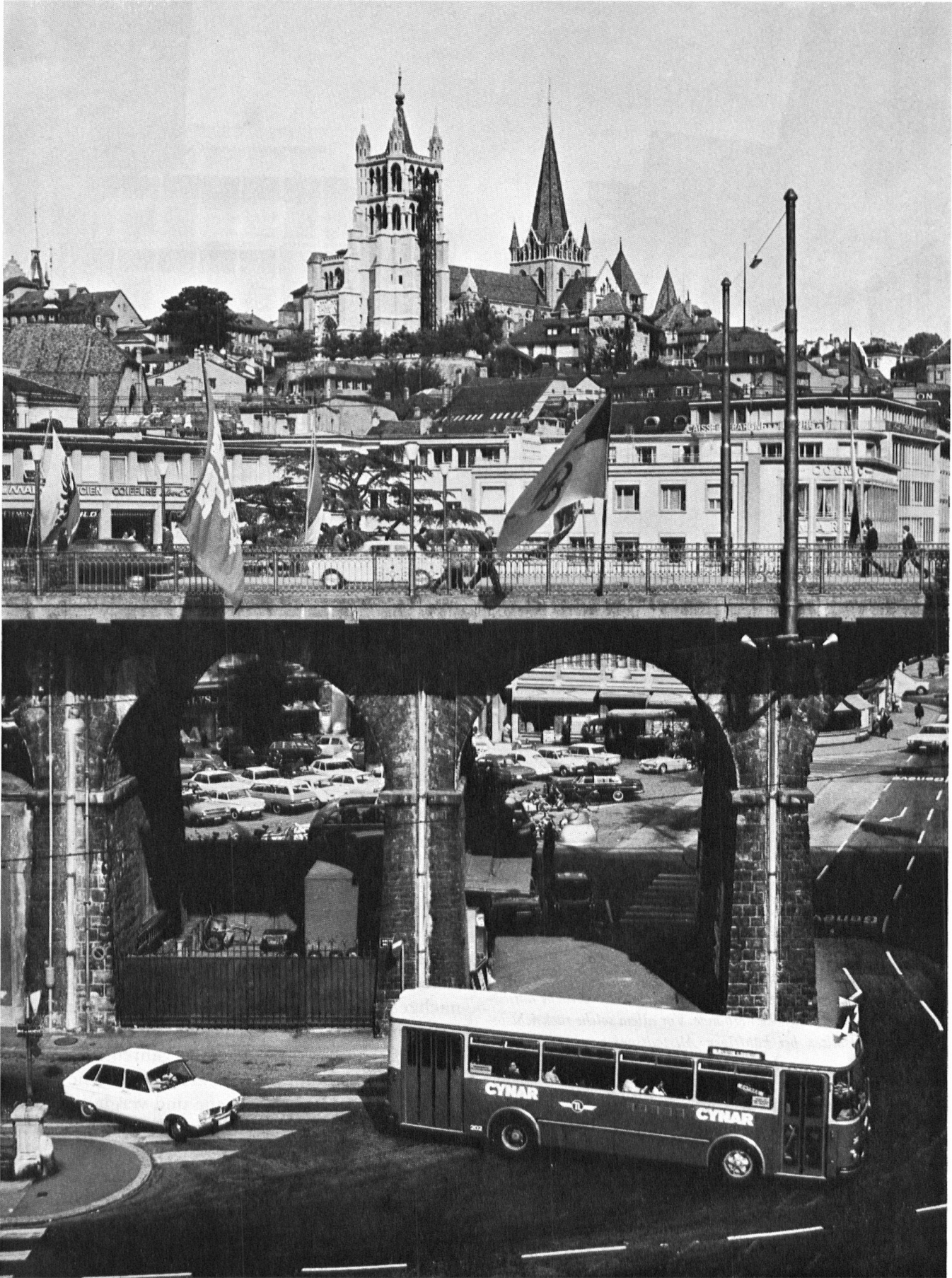
Einem frühen Versuch, den Verkehr auf einer Entlastungsstrasse aussen um den Altstadtbereich herumzuführen, kam der bereits vor der Mitte des letzten Jahrhunderts realisierte Bau des «Grand-Pont» in Lausanne gleich. Ursprünglich war der Viadukt doppelstöckig – die untere Bogenreihe ist durch Aufschütten der Talsohle vor langem schon zugedeckt worden.

Vertrautheit und Erfahrung in solchen Belangen ausweisen können.

In der Altstadt absolut keine Lebensberechtigung haben der überdimensionierte Baublock und das Hochhaus – ob es nun in Scheiben- oder Turmform auftritt, ob es ein Kaufhaus oder andere stark den Verkehr anziehende Betriebswucherungen beherbergt. Diese Riesen «verzweigen» das kleinteilige, feinstrukturierte und differenziert gegliederte Altstadtbild und bewirken organische Störungen wie

willkürliche Akzentverschiebungen. Ihre Standorte – ebenso übrigens jene von Terrassensiedlungen in Hanglage – müssen in reichlich bemessener Distanz weit ausserhalb der alten Kernzone liegen. Als unhaltbar erscheint auch die Einweisung von Altstadtbezirken in Zonen mit höheren Nutzungen, womit ihr völliger Untergang besiegelt wäre.

An dieser Stelle sollen noch kurz einige der vielfältigen, vermeintlich belanglosen, aber Image und Charme geschichtlich gewachsener Siedlungen recht stark mitbestimmenden Einzelheiten Erwähnung finden. In zu Fussgängerbereichen ausersehenen historischen Gassen und Plätzen ist es von wohltuendem ästhetischem Gewinn, sowohl die Trottoireinbauten als auch die Asphaltsschichten ganz zu entfernen, damit die zumeist darunter noch vorhandene Steinpflasterung als materialschöner und massstabbildender Belag wieder zum Vorschein kommen kann. Als Verkehrshindernisse beseitigte alte Brunnen und Strassenlaternen können hier wieder aufgestellt werden. Dass bestehende Bäume, ob einzeln, in freien Gruppen oder in Alleeverbänden, Schmuckstücke sind, die pflegliche Behandlung erheischen und beim Absterben ersetzt gehören, dürfte sich von selbst verstehen. Gleiche Sorge ist auch anderem Pflanzenwerk, das





Nicht selten, so hier in Zug, werden Altstadtquartiere durch Neubau-«Lösungen» verunstaltet, welche durch ihre abstossende Grösse, Dachform, ihre Fenster, die Material- oder Farbwahl als unverträgliche Gegensätze zum Vorhandenen auftreten. In ihrer herausfordernd-vordringlichen Dissonanz oder hässlich-groben Andersartigkeit verzerren sie nur allzuoft auf brutalste Weise vordem harmonisch gestufte städtebauliche Verbände. Vor allem solche rücksichtslosen Eingriffe sollten bei künftigen Altstadtsanierungen verhindert werden.

die Umwelt ebenfalls freundlich belebt, angedeihen zu lassen.

Nicht allein die Neigungswinkel der alten Gebäudedächer spielen für ihre Wirkung eine wichtige Rolle, sondern auch die verwendeten Materialien, Formate und Tönungen. Erneuerungen haben deshalb in derselben Deckungsart unter Beizug alter, guterhaltener Stücke zu erfolgen. Sichtbares Steinwerk an

Fassaden darf nie mechanisch überarbeitet werden, weil es sonst seine wohlbestimmte originale Plastizität und Oberflächenbeschaffenheit verlieren würde. Struktur und Farbtünche von Putzhüllen müssen ältesten Bestandesresten oder verwandten Vorbildern nachgeahmt werden. Fenster sollen nicht nur ihre ursprünglichen Sprossierungen, sondern auch die ihnen beigegebenen Läden bewahren. Haustüren hatten zumeist und mit Vorteil geschlossene Flügel; bestehen heute ausgebrochene und verglaste Füllungen, so ist womöglich das ursprüngliche Aussehen wiederherzustellen. Bei der Einrichtung von Ladenlokalen in alten Häusern müssen die Schaufenster auf bescheidene Grössen beschränkt bleiben. Sie sind zudem so anzuordnen, dass die Fassaden der Gebäulichkeiten noch auf sichtbaren eigenen Mauerpfailern ruhen, so dass die Erdgeschosse nicht völlig aufgeris-



In der Altstadt absolut keine Lebensberechtigung haben der überdimensionierte Baublock und das Hochhaus. Solche Riesen «verzweigen» das kleinteilige, feinstrukturierte und differenziert gegliederte Altstadtbild und bewirken organische Störungen wie willkürliche Akzentverschiebungen. Ähnlich schlimm wirken solche Neubauten auf ein Ortsbild, wenn sie, wie in Aarau, zwar ausserhalb des schützenswerten Kernes stehen, diesen aber optisch stark beeinträchtigen. Auch architektonisch gut gestaltete Baukörper erdrücken ein Altstadtbild, wenn sie überdimensioniert sind.

sen und amputiert in Erscheinung treten. Reklamen aller Art sind in zurückhaltender Weise anzubringen.

Die schutzwürdigen alten Siedlungen bedürfen der auf sie Rücksicht nehmenden neueren peripheren Anschlussgebiete. Bestehende Fortifikationsringe des Mittelalters und der frühen Neuzeit, meistens jedoch an deren Stelle angelegte baumbestandene Graben-

strassen tragen als erste Atmungsschneisen oft entscheidend dazu bei, dass die überkommenen gehaltvollen Stadtgefüge ihr Eigenleben ohne Beeinträchtigung weiterführen können. Häufig umfassen ganze in der Formensprache des Historismus gestaltete Quartierkränze der Gründerjahre, mit vorwiegend massvoll dimensionierten und schutzwürdigen Behausungen, die gegen verletzende Einflüsse sehr empfindlichen Randgebiete der alten Niederlassungen in geziemender Schonung.

Überall dort jedoch, wo kontinuierliche Stadtwachstumsringe von solch bescheiden-feinem Gehaben fehlen oder gefährlichen Erneuerungen, ja spekulativen Ausbeutungen entgegentreiben, muss man eigentliche Baubeschränkungszone um die ererbten Kerne anordnen. Sie sollen Gewähr dafür bieten,



Es gibt vereinzelte Möglichkeiten, wo Baulücken mit an andern Orten sorgfältig zerlegten Häusern ausgefüllt werden können. Diese Übertragungen sind jedoch nur dann akzeptabel, wenn die neue Umgebung dem Charakter der alten sehr gleichartig ist, so dass sich die verpflanzten originalen Werke in allen Bindungsbelangen vernünftig in das Cachet der neuen Situation einfügen. Unsere Aufnahmen: das Haus «Zum Löwen», prächtiges Zeugnis eines Patrizierbaus des 18. Jahrhunderts, am ursprünglichen Standort in der Aeschenvorstadt in Basel – vor und nach der Umgestaltung des Erdgeschosses – und nach der Verpflanzung an die St. Alban-Vorstadt und der Wiederherstellung der Originalfassade (S. 23 unten). Das Gebäude dient heute als Wohlfahrts Haus des Schweizerischen Bankvereins. Bei der Bestimmung des Eigenwertes einer historischen Gebäulichkeit sind in angemessener Weise zu berücksichtigen: der Typus, das Alter und die Seltenheit, der baukünstlerische oder volkskundliche Gehalt, der Bewahrungszustand sowie das geschichtliche Gesicht. Der hinzukommende Situationswert geht hervor aus dem Standort des Objektes im Ensemble und seiner Stellung in der Umgebung.

dass die Ablesbarkeit der zartgliedrig konzipierten Grundzüge, der reizvoll silhouettierten Aufrisse und der wohltuend ausgewogenen Verhältnisse nicht verlorengeht.

In derartigen Übergangsbereichen, die bei Kleinstädten am besten durch Grünflächengürtel geschaffen werden, hat die moderne Architektur – ohne Verleugnung der neuen Ausdrucksmittel – sich einer gewissen Zurückhaltung zu befleißigen. Insbesondere darf sie in diesen Bezirken keine Kontrastdominanten setzen, welche die Proportionen, Harmonien und Rhythmen der historischen Siedlungsbilder optisch stören, ja sie sogar visuell aufsprengen. Es ist zudem geboten, hier wichtige Durch- und Einblicke auf die edlen Wahrzeichen der alten Herzstücke freizuhalten.

Die Sanierungsunternehmungen können nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn alle Einzelgesichts-





punkte nach ihren Gewichten in wohldurchdachten und gut durchführbaren planerischen Gesamtideen auf die ganze Stadt und ihre Region bezogen und in leicht erfassbaren dreidimensionalen Leitbildern dargestellt werden. Selbst während der Durchführung von Massnahmen bedarf es ständiger Prüfung und Kontrolle über Konzepte und Dispositionen.

Gesetzliche und finanzielle Gesichtspunkte

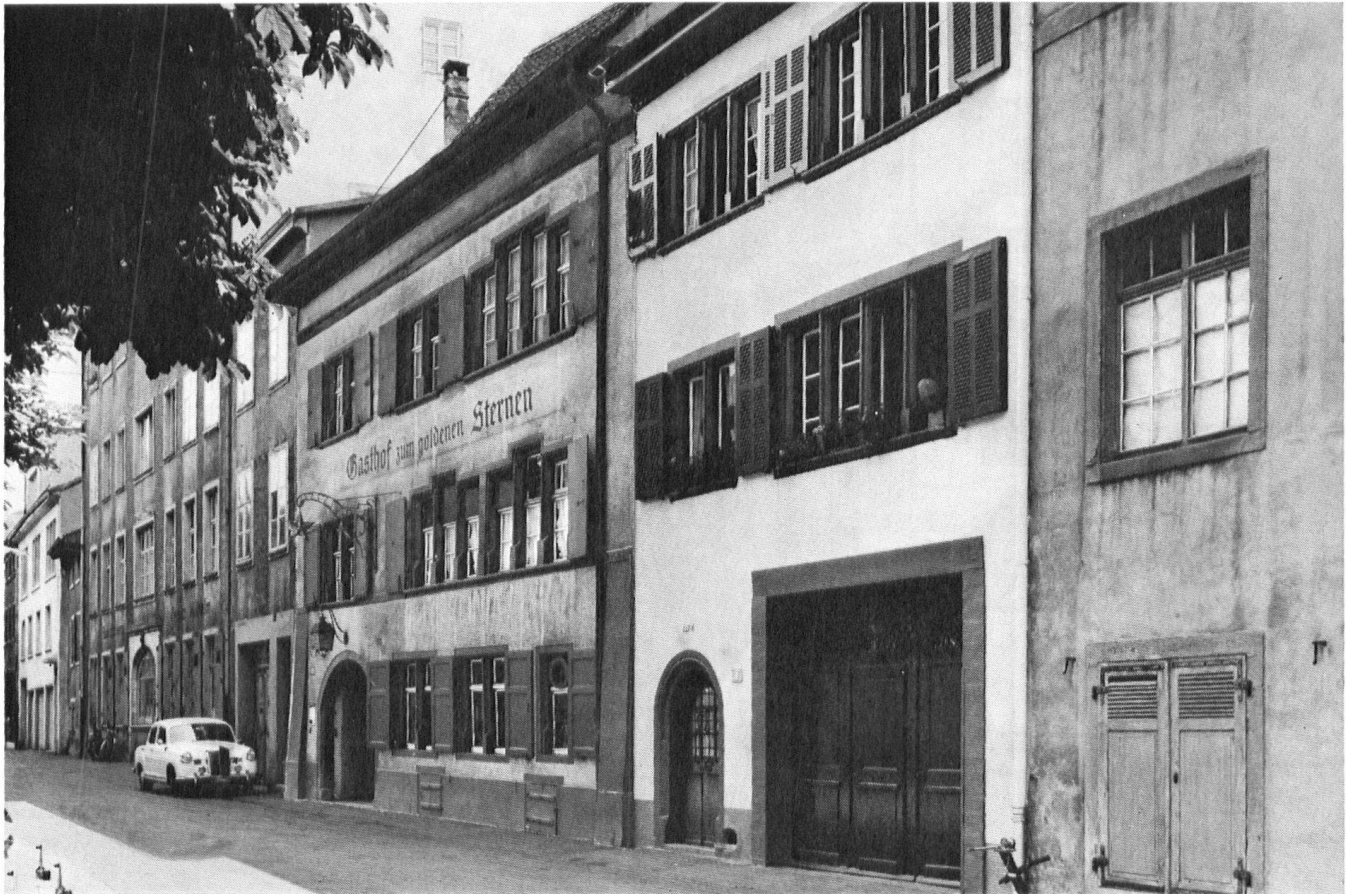
Die alten Stadtzentren und ihre Viertel, aber auch die Kerne der Flecken, Dörfer und Weiler baulich zu bewahren und betrieblich gesundzuhalten, liegt zweifellos im öffentlichen Interesse. Die Gemeinschaft kann die historischen Baukomplexe in ihrem Fortbestehen durch rechtliche und finanzielle Massnahmen sicherstellen helfen, auf rechtllichem Boden in Form einschlägiger Verordnungen und Gesetze bis hin zu Baureglementen und Denkmalschutzbestimmungen.

Glücklicherweise sind uns vor kurzem verheissungsvolle Unterstützungsmöglichkeiten auf eidgenössischer Ebene erstanden. Seit dem Inkrafttreten des Natur- und Heimatschutzgesetzes im Jahre 1967 kann der Bund die Landschafts- und auch die Ortsbilder von regionaler und nationaler Bedeutung schonen und schützen helfen, und dies nicht nur mit

Rechts-, sondern auch mit Geldmitteln. Vorläufig reicht unser «Rüstzeug» freilich noch nicht an jenes der vorbildlichen «Loi Malraux» Frankreichs aus dem Jahre 1962, welche die systematische Restaurierung und Sanierung ganzer historischer Baukomplexe unter Beibehaltung ihres Cachets mit grossen staatlichen Darlehen und Beiträgen fördert.

Zur vollkommenen Bewältigung solcher Unternehmungen bedarf es aber nicht nur der Aufstellung gut konzipierter örtlicher Bauordnungen, sondern auch deren Ausrichtung auf die Erfordernisse der Regional- und Landesplanung. Es bleibt zu hoffen, dass wir bald ein brauchbares Instrumentarium für die Raumordnung bekommen, welches erlaubt, unser Territorium zweckmässig zu nutzen und überlegt zu besiedeln.

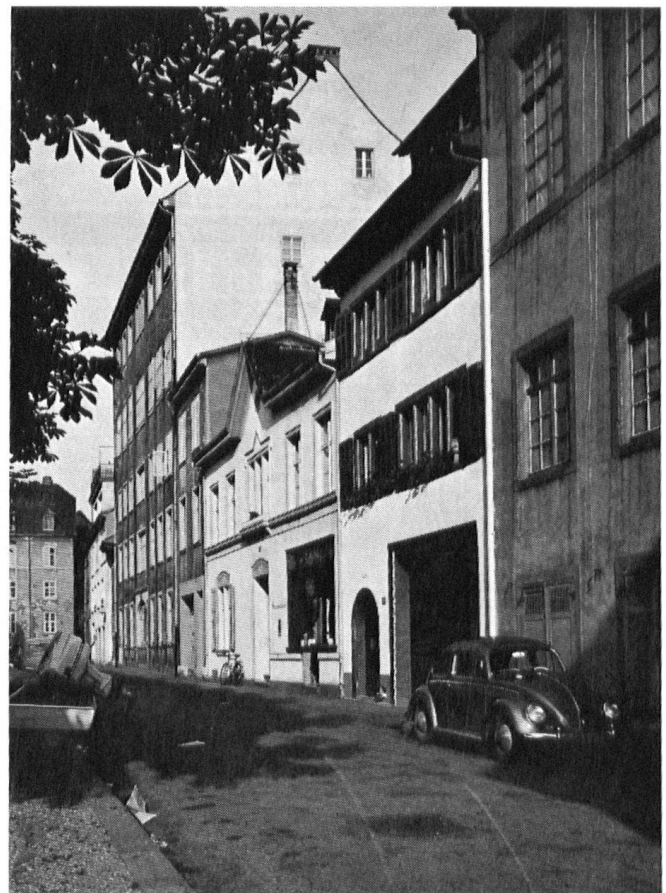
Des weitern: die gewaltige Aufgabe der gebrauchstüchtigen Instandhaltung unseres Ortsbaulichen Erbes mit seinen schwerwiegenden finanziellen Lasten kann nicht allein dem Staate aufgebürdet bleiben. Zu ihrer Lösung müssen vielmehr alle vorhandenen Kräfte nach Massgabe ihrer Möglichkeiten herangezogen und noch andere Formen von Hilfsquellen ausgeschöpft werden. In Basel bemüht man sich bereits seit geraumer Zeit um die Gründung einer Stadtbildstiftung auf privater Basis und um die



In der Basler Aeschenvorstadt hat auch der alte Gasthof «Zum Sternen» vor einigen Jahren der Strassenverbreiterung und Neuüberbauung weichen müssen. Die Fassade ist zerlegt worden; ihre Teile ruhen derzeit in einem Depot, und man hofft, das Gebäude in der überlieferten Form im St. Alban-Tal – dem «Dalbeloch» der Basler – wiedererrichten zu können; es würde sich dort sehr glücklich in eine historische Baugruppe fügen, zu welcher der letzte noch aufrechte Rest der Stadtmauer mit zwei Türmen und vor allem das zu erneuernde und zweckmässigerweise als Museum einzurichtende hochinteressante Gebäude der alten Papiermühle gehören. Unsere Bilder zeigen das Haus «Zum Sternen» am alten Standort und wie es sich nach der Rekonstruktion präsentierte – an der Stelle eines kleinen Baus ohne Bedeutung (Aufnahme unten).

Seite 26: Im Laufe eines Jahrzehnts, vor und nach 1960, ist die Südwestseite der Aeschenvorstadt sukzessive grösstenteils zurückverlegt worden. Neue, grössere und moderne Gebäude haben die alten ersetzt, die überlieferte bauliche Substanz zum Verschwinden gebracht und damit einem Teil der Altstadt das unverwechselbare Cachet genommen. Heute bereits erweist sich, dass der gewonnene Strassenraum das Opfer nicht wert war.

Fotografen: Beringer & Pampaluchi, Zürich (S. 17 links); H. R. Clerc, Basel (S. 26 unten); G. Germann, Lausanne (S. 29; aus «Kunstdenkmäler des Kantons Aargau» (S. 21); Öffentliche Basler Denkmalpflege (S. 14, 15, 22, 23, 24, 25, 26 oben); B. Rast, Freiburg (S. 9); Schweiz. Verkehrszentrale, Zürich (S. 8, 19); Swissair-Foto AG, Zürich (S. 3, 4, 10, 16, 18); H. Wolf-Bender's Erben, Zürich (S. 17 rechts); Willy Zeller, Zürich (S. 20).





Äufnung eines ihr zur Verfügung stehenden Fonds aus Beiträgen von Firmen, Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden. Oft machen auch Sammlungen, Schenkungen oder andersartige Zuschüsse kultureller Vereinigungen wie unseres Schweizer Heimatschutzes wichtige und zusätzliche Sicherungs- und Auffrischungsmassnahmen möglich. Neben einzelnen uneigennütigen privaten Gönnern dürfen auch kapitalkräftige und einflussreiche Handels- und Industrie-gesellschaften um Unterstützung und Förderung solcher Obliegenheiten angegangen werden.

Auf diese Weise ist es vor wenigen Jahren geglückt, einen sichtmässig exponierten historischen Gebäudekomplex im mittelalterlichen Kernbereich des zähringischen Freiburg – das zu den schönsten und besterhaltenen Städtebildern nicht nur der Schweiz zählt – buchstäblich in letzter Stunde vor dem Abbruch zu retten. Dort hätte am Haldenrand eine unmittelbar vor der Kathedrale ansetzende Gebäude-reihe von elf alten Häusern der Errichtung einer uniformen kommunalen Bürokasernen geopfert werden sollen. Das Einschreiten des verständnisvollen und mutigen Verwaltungsratspräsidenten einer bedeutenden in Basel ansässigen Industrieunternehmung, welche die ganze Bauzeile aufkaufte und mit Hilfe von Bundessubventionen unter den Auspizien der Eidgenössischen Kommission für Denkmalpflege instandstellen liess, verhinderte die sonderbare Absicht. Die lobenswerte Tat löste eine allgemeine Aufwertung vordem gesunkener Altstadtpartien der üecht-ländischen Metropole aus.

Altes gut erhalten, Neues gut gestalten!

In den sprunghaften, schwindelerregenden Entwicklungsstürmen der atomaren Phase des Industriealters, die durch eine überbordende Hochkonjunktur genährt werden, ist manch einer versucht, in kritik-

losem Fortschrittsglauben alles, was von frühern Generationen stammt, abzulehnen. Er vergisst leicht, dass wir nicht nur der Gegenwart gehören, sondern Zwischenglieder sind in der Kette vom Gestern zum Morgen, von der Vergangenheit zur Zukunft. Er vermag auch nicht die unheilbaren Schäden unseres Raubbaues an Natur- und Kulturgütern zu ermessen; deren bedrohliche Auswirkungen treffen ihn jedoch direkt.

Die rapiden und radikalen Umbrüche, welche sich beinahe in allen Lebenssparten und in unserem ganzen Umraum manifestieren, treten zumeist konfliktgeladen auf. Sie erzeugen bei vielen in ihren Tätigkeiten überlasteten oder in ihrer Zurückgezogenheit vereinsamten Zeitgenossen grosse innere Spannungen und rufen tiefe Gefühle der Unsicherheit hervor. Um den Gefahren der modernen Zivilisationskrankheiten zu widerstehen, benötigt der Mensch ein starkes inneres Gleichgewicht. Die Kräfte erwachsen ihm nicht zuletzt beim intensiven, freudespandenden Umgang mit natürlichen oder kulturellen Bereichen der Umwelt. Er findet sie im beschaulichen Erleben und andächtigen Bewundern stiller oder bewegter, unberührter oder gepflegter Gefilde und Gestade der Landschaft; sie strömen ihm bei der ermunternden Zwiesprache mit geschichtlich gehaltvollen und baukünstlerisch anmutigen Siedlungen zu.

Vergessen wir schliesslich nicht, dass die Früchte der Kultur, welche zu den allerwertbeständigsten zählen, nur langsam und lediglich einmal wachsen. Lassen wir sie zugrunde gehen oder vernichten wir sie, dann sind sie uns unwiederbringlich verloren. Bleiben wir uns zudem der Tatsache bewusst, dass die eigentlichen Bausteine jeder lebensvollen Stadt und jedes vitalen kleineren Ortes Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind. Unsere Losung laute demnach in ganzer Zuversicht: Das Alte gut erhalten, das Neue gut gestalten!

Fritz Lauber

Protestantische Barockkirchen der Westschweiz

In unsern protestantischen Landesgegenden gibt es, im Gegensatz zu den Werken profaner Baukunst, verhältnismässig recht wenige Schöpfungen der kirchlichen Architektur im barocken Stil des 17. und 18. Jahrhunderts. Es fällt nicht schwer, den Grund dafür zu erkennen: es handelte sich um die Formensprache, deren sich die dem Konzil von Trient entsprungene Gegenreformation und der durch sie neu gestärkte Katholizismus bedienten, ihre Grundsätze

sichtbar zu verkünden, und dieser Sprache begegnete man in den sich zur neuen Konfession bekennenden Gebieten verständlicherweise mit grosser Reserve. Im Bereich des französischen Idioms und eines von Logik geprägten Geisteslebens konnte ein an die Sinne appellierender barocker Überschwang – obwohl die katholische Kirche Frankreichs weithin ihr ganzes Gewicht beibehielt – zumindest auf kirchlichem Boden nicht richtig Fuss fassen, dies um so weniger, als